

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 8

www.nyland.de

nyland@nyland.de

Jodocus Temme

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
versehen von
Walter Gödden
und
Siegfried Kessemeier



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 8

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem Förderverein
Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 8

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2004 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-09-0
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

»Meine Laufbahn als belletristischer Schriftsteller«	
Auszüge aus den <i>Erinnerungen</i>	
In der Studentezeit (1823/24)	7
Während der juristischen Ausbildung (seit 1827)	9
Im Gefängnis (1849)	10
Nach der Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst (1850)	12
Mitarbeiter der Gartenlaube (seit 1855)	15
Aus dem Roman <i>Josephe Münsterberg</i> (1850)	
Die Deutschen Männer	17
Der Geburtstag des Fürsten	73
Aus der Reihe <i>Die Verbrecher</i> (1855)	
Das Nachtverhör	78
Aus <i>Der Gefangene der Stadtvogtei</i> (1861)	
Der schwarze Nachtrabe	90
Aus <i>Dunkle Wege</i> (1863)	
Eine westfälische Bauerngeschichte	106
Aus <i>Schwarzort</i> (1863)	
Ein Schmugglerkrug	123
Nachwort	138
Zitierte Literatur	151
Textnachweise	152



Jodocus Donatus Hubertus Temme

* 22. Oktober 1789 in Lette bei Clarholz (heute Oelde-Lette)

† 14. November 1881 in Zürich

Stahlstich von A. Weger nach einer Fotografie

Meine Laufbahn als belletristischer
Schriftsteller
Auszüge aus den *Erinnerungen*

In der Studentenzeit 1823/24

Wie ich belletristischer Schriftsteller wurde? Ich lag krank in Halle a. d. Saale bei einem Freunde und Landsmann, zu dessen Besuch ich von Marburg nach Halle gereist war. Ich war durch den Harz über den Brocken gereist. Auf dem Brocken hatte ich mich erkältet; in Halle nahm ich mich nicht in Acht, machte das flotteste Studentenleben mit, wurde darauf von schmerzvollen rheumatischen Leiden heimgesucht, die mich auf ein mehr als dreimonatliches Krankenlager warfen, ja mich dem Tode nahe brachten. Noch langer Zeit bedurfte es dann, bis ich nach Marburg zurückkehren konnte. In Halle wohnte ich bei meinem Freunde, v. Tabouillot hieß er. Sein Vater war ein französischer Réfugié gewesen; seine Mutter eine brave Tochter Westfalens. Er selbst – »der dicke Tabull«, so wurde er wegen seiner ungewöhnlichen Körperfülle genannt – war der bravste und der lebenswürdigste Mensch. Dabei ein gescheiter Kopf; er hatte sogar etwas Geniales. Bei ihm lag ich krank. Er pflegte mich wie einen Bruder.

Als ich mich in der Genesung befand und er gerade keine Lust zum Studieren hatte, und ich wahrlich ebenfalls nicht, kamen wir natürlich auf mancherlei wunderliche Einfälle, und da wir einmal ohne Geld waren, brachte er Folgendes vor: Was meinst du dazu, wenn wir zusammen einen Roman schrieben? Und zwar in folgender Weise: Wir beraten gemeinsam Inhalt und Plan; setzen so auch die Zahl und den Inhalt der einzelnen Kapitel fest. Dann schreibt jeder sein Kapitel für sich allein; der

eine die mit geraden, der andere die mit ungeraden Zahlen; und zwar so, dass keiner über sein Kapitel sich vorher mit dem anderen bespricht oder auch nachher ihm Mitteilung darüber macht. Erst wenn die ganze Arbeit fertig ist, wird sie gemeinsam vorgelesen.

Es war wohl das Widersinnigste, was zwei Studenten ersinnen konnten. Wir führten es aus, hatten nachher beim Vorlesen nur wenig zu ändern, zu ergänzen oder zu streichen; sandten das Manuskript an Gottfried Basse in Quedlinburg, mit dem Titel *Der Bluthund*, unter irgend einem fingierten Autornamen, den ich vergessen habe, erhielten dafür ein hübsches Honorar, mit einem sehr aufmunternden, schmeichelhaften Schreiben, worin unsere Arbeit als eine gelungene belobt und wir aufgefordert wurden, bald wieder etwas Ähnliches einzusenden; und als mein alter Freund Tabouillot im Jahre 1872 mich in Zürich besuchte, war er über Quedlinburg gereist, hatte sich dort in der Basse'schen Buchhandlung nach den Schicksalen des *Bluthundes* erkundigt und erfahren, dass die ganze Auflage verkauft sei, bis auf ein einziges Exemplar, das die Verlagsbuchhandlung aufbewahre. Wir mussten herzlich darüber lachen. Der arme Tabouillot hatte damals so lange nicht mehr gelacht, und es war vielleicht das letzte Mal, dass er herzlich lachte. Er reiste mit seiner Frau, um sie und sich zu zerstreuen. Die beiden alten Leute hatten einen einzigen Sohn, ihren Stolz, ihre Freude, im Jahre 1870 verloren; in dem Kriege gegen Frankreich war er geblieben. Der Mutter war das Herz ganz und gar gebrochen, der Vater war bald nach jenem Besuche in Zürich gestorben.

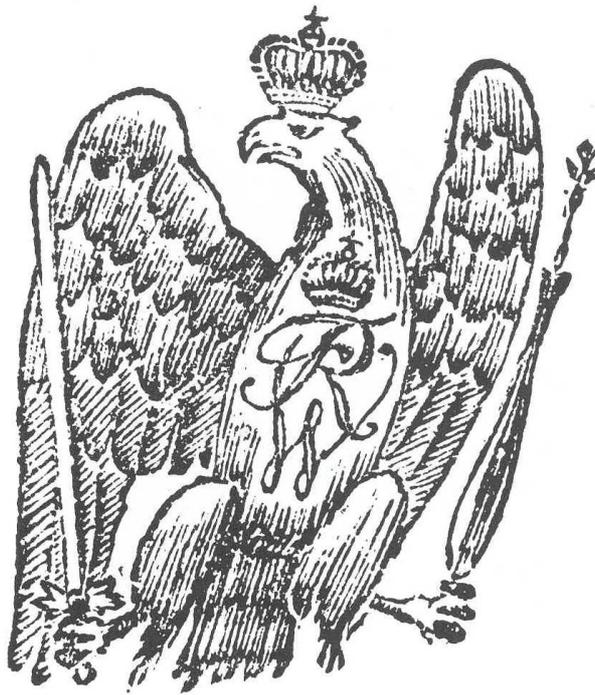
Während der juristischen Ausbildung (seit 1827)

Unser Hallenser Erfolg gab mir mehrere Jahre später den Mut zu einem neuen Versuche. Ich war Gerichtsassessor mit einem Jahrgehälte von 600 Talern, ohne jede weitere Einnahme. Ich hatte auf die 600 Taler geheiratet; meine Frau war ohne Vermögen, wie ich; der Himmel segnete uns dafür mit einem Reichtum an Kindern. Ich musste auf andere Erwerbsquellen bedacht sein; mir fiel der *Bluthund* ein; ich schrieb einen Roman mit einem ähnlichen Titel: *Die Kinder der Sünde*, und Erzählungen und Novellen, die sogar in dem Literaturblatt des Morgenblatts vor dem strengen Kritiker Wolfgang Menzel Gnade fanden, und, was für die jungen Eheleute die Hauptsache war, ich verdiente soviel, dass wir leben konnten, ohne Schulden machen zu müssen. Nur unter meinem Namen durfte ich nicht schreiben, und es musste ein Geheimnis bleiben, dass ich schrieb. Ich nahm den Namen eines früh verstorbenen lieben Universitätsfreundes, Heinrich Stahl, an. Ich habe später einmal gelesen, ich hätte unter diesem Namen Räuber- und Ritterromane verfasst; es war einfach unwahr. Mit meinem wahren Namen hervorzutreten, musste mir für meine amtliche Stellung bedenklich erscheinen. Romane schreiben hielt der preußische Beamtendükel für nicht vereinbar mit der Beamten-, besonders der Richterwürde. [...]

Im Gefängnis (1849)

Längere Zeit konnte und musste ich dann der belletristischen Tätigkeit mich entziehen. Nach Jahren nahm ich dennoch notgedrungen zu ihr wieder meine Zuflucht: im Jahre 1849 im Zuchthause zu Münster. Im Zuchthause hatte ich Muße vollauf; freilich auch Veranlassung genug. Ich musste arbeiten, um den Lebensunterhalt für mich und meine Familie zu erwerben. Andererseits konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, dass meine Verfolgungen in Preußen die Vernichtung meiner bürgerlichen Existenz zum Ziele hatten. So musste ich für die Gegenwart und für die Zukunft mir etwas zu erwerben suchen. Ich hatte früher in der Belletristik Glück gehabt. Ich musste es noch einmal in ihr versuchen. Es blieb mir kein anderer Ausweg übrig. Ich schrieb im Zuchthause drei [...] Romane. Diese drei wurden gedruckt, während ich noch im Zuchthause saß. Dies war der Grund, dass ich als Verfasser nicht genannt werden durfte. Den Direktor des Zuchthauses hätte man zur Verantwortung gezogen, wenn es bekannt geworden wäre, dass ich mit oder ohne seine Erlaubnis im Zuchthause Schriftstellerei betrieben habe. Als es später bekannt wurde, hat man dem braven Manne noch manche Kränkung dafür bereitet. Die genannten drei Romane wurden in Preußen bald verboten. Freilich in einer Weise, die zu jener Zeit, da die rote Reaktion noch nicht vollständig gesiegt hatte, zum öfteren beliebt wurde. Das Verbot erfolgte an die Leihbibliotheken unter Vermeidung jeder Öffentlichkeit. Den Inhabern der Leihbibliotheken wurde einfach durch einen Polizeibeamten angesagt, dass sie bei Vermeidung der Entziehung ihrer Konzession die Romane nicht auszuleihen hätten; dieselbe Strafe wurde ihnen angedroht, wenn sie das Verbot weiter mitteilen würden. So blieb das Verbot jener Romane unbekannt, und ich selbst erfuhr erst davon, als

ich schon mehrere Jahre in Zürich war; ich glaube im Jahre 1857. Damals bestand das Verbot noch. Ausdrücklich ist es niemals aufgehoben, und in Preußen blieben meine Romane unbekannt und unverkauft. Es war ein schwerer Schlag für mich wie für meine Verleger, für mich auch noch in späterer Zeit.



Nach der Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst (1850)

Meine Verurteilung hatte [...] den Verlust meiner Pension zur Folge. Ich hatte dem Preußischen Staate drei und dreißig Jahre lang in der richterlichen Laufbahn gedient; ich hatte Anspruch auf eine jährliche Pension von 1.000 Talern; ich hatte dafür seit 31 Jahren schwere Beiträge bezahlen müssen. Auch diese wurden mir nicht zurückgegeben. Ich hatte nicht das geringste Vermögen, aber sechs unversorgte Kinder im Alter von 19 bis 5 Jahren. Wovon sie erziehen lassen? Der König Friedrich Wilhelm IV. ließ mir sofort nach meiner Verurteilung, durch welche ja der Wille der Reaktion erreicht war, eine Stelle als Rechtsanwalt anbieten, nicht um meinetwillen, aber um meiner Frau willen, die er achte und bedaure; Bedingung war, ich solle ihn um die Stelle bitten. Das wollte meine Frau nicht, das wollte ich nicht.

Meine Verurteilung hatte großes Aufsehen erregt, weit über die Grenzen hinaus. Sie wurde als ein Akt unerhörter Verfolgungssucht angesehen. Sie brachte mir in allen Teilen des Vaterlandes die Teilnahme des Volkes ein. Eine feste Stellung, die mir nur den notdürftigsten Unterhalt verschafft hätte, war damals völlig unerreichbar für mich. Ich muss es leider offen heraus sagen: es herrschte zu jener Zeit eine wahrhaft schimpfliche Furcht vor der Regierung in allen denjenigen Kreisen, mit denen in Verbindung zu treten ich hätte versuchen können. Mit dem von der Regierung verfolgten, verurteilten, geächteten Demokraten wagte niemand sich einzulassen. Kein Rechtsanwalt durfte mir Beschäftigung geben; kein Kaufmann hatte den Mut, meinen juristischen Rat in Anspruch zu nehmen; kein Buchhändler nahm etwas von mir in Verlag. Gerade auf schriftstellerischen Verdienst hatte ich gerechnet. Ich hatte während meiner Haft im Zuchthause drei Romane geschrieben:

Anna Hammer, Josephe Münsterberg, Elisabeth Neumann. Sie waren noch vor meiner Verurteilung erschienen und vom Publikum sehr günstig aufgenommen; sie wurden bekannt als sogenannte »Revolutionsromane« und fanden eine günstige Beurteilung, selbst in der Presse, in der schon damals man auf Befehl und ohne Befehl sich ein Geschäft daraus machte, alles, was von einem Demokraten ausging, zu verurteilen. Aber meine Bücher wurden bald von der Regierung verboten, sehr heimlich, wie es damals der Gebrauch war. Keine Leihbibliothek durfte sie ausgeben, wenn sie nicht ihre Konzession verlieren wollte; kein Buchhändler durfte sie feilhalten; keine Zeitung durfte sie nur ankündigen. Ich konnte es unter solchen Umständen den deutschen Buchhändlern nicht verdenken, wenn sie keine neuen Verlagsartikel von mir annehmen wollten. Meinen schon im Zuchthause zu Münster begonnenen Roman, *Die schwarze Mare*, konnte ich erst unterbringen, als ich schon längere Zeit in der Schweiz war. Ein freisinniger Leipziger Buchhändler, Hermann Schultze, übernahm ihn. Bald nachher forderte dann auch die *Gartenlaube* mich zu Beiträgen auf, und sie hatte keinen Schaden dabei; »Gothaische« Blätter mussten desto mehr auf mich losschlagen. [...]

Rücksichtslos war man gegen die Meinigen vorgegangen, rücksichtslos ging man gegen mich vor. Ich musste, so lange ich in Preußen war, auf das Äußerste gegen mich gefasst sein. Meine juristische Praxis musste ich aufgeben. Es blieb mir nur übrig, meiner Familie durch schriftstellerische Arbeiten den Unterhalt zu verschaffen. Der Schriftsteller, besonders, wenn er vorzugsweise auf eine Tätigkeit der Phantasie angewiesen ist, kann nur bei freier Gemütsruhe schaffen. Ich wusste, dass ich in Breslau unter fortwährender Aufsicht der Polizei stand; ich konnte zu jeder Stunde einen ähnlichen Überfall erwarten, wie er mir schon geworden war. Es war mir nicht möglich, in Breslau zu arbeiten. An Breslau fesselte mich

nichts mehr, an Deutschland nur noch das Heimatgefühl. Ich beschloss, auszuwandern. Feder und Tinte fand ich überall. Freiheit und Ruhe fand ich nur im Auslande.

Ich richtete mein Augenmerk auf die Schweiz, speziell auf Zürich. Hier lebten mir viele Freunde, Gesinnungs- und Leidensgenossen, Bruno Hildebrand, Heinrich Simon, Adolph Schmidt und andere. Simon und Hildebrand bat ich um Auskunft über das Leben in Zürich, über die Erfordernisse eines Aufenthalts hier. Beide hatten sofort einen besonderen Gedanken für mich aufgegriffen, dessen Ausführung namentlich Hildebrand eifrig vorbereitete. Er war Professor an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität in Zürich; er war genau bekannt mit dem Direktor des Erziehungswesens im Kanton Zürich. Er schlug mich als ordentlichen Professor in der staatswissenschaftlichen Fakultät vor. Er fand keine Schwierigkeit, und zu meiner größten Überraschung erhielt ich von ihm die Anfrage, ob ich die Professur annehmen wolle. Ich werde zwar kein Gehalt bekommen; aber im nächsten Jahre (1853) solle in der Schweiz eine Eidgenössische Universität errichtet werden, bei der ich unzweifelhaft eine Anstellung mit einer angemessenen Besoldung erhalten werde. Ich nahm an. Ich hätte auch angenommen ohne die Aussicht auf die Eidgenössische Universität. Ich wollte ja in der Schweiz nur ein Asyl finden, in dem ich, vor Verfolgungen sicher, ruhig arbeiten und meiner Familie eine freundlichere Existenz verschaffen könne. Ich fand in Zürich beides. Die Eidgenössische Universität ist heute noch nicht zu Stande gekommen, und wenn sie zu Stande kommt, werde ich keine Anstellung mehr bei ihr finden können – in meinem sechsundsiebenzigsten Lebensjahr. [...]



Mitarbeiter der *Gartenlaube* (seit 1855)

Ich will hier bemerken, dass meine ersten drei Romane zugleich unter dem Gesamttitel *Neue Deutsche Zeitbilder* erschienen sind. Ich schrieb mehrere Jahre lang daher auch in der ersten Zeit für die *Gartenlaube* unter dem Namen »Verfasser der Neuen Deutschen Zeitbilder«. Der vierte Roman, den ich im Zuchthause begonnen, aber nicht vollendet hatte, war *Die schwarze Mare*. Ich vollendete ihn nach meiner Entlassung aus der Haft. Er hatte schon vor dem Druck seine Schicksale. Ich habe die Beschlagnahme und schließliche Zurückgabe des Manuskripts unter *Breslau 1851-1852* erzählt. Erst in Zürich fand ich Muße, das Manuskript der »schwarzen Mare« der erforderlichen Durchsicht zu unterwerfen. Aber ein Roman, den keine Leihbibliothek aufnehmen darf, findet in Deutschland wohl schwer einen Verleger. Ich fand endlich einen in dem Verlagsbuchhändler Hermann Schultze zu Leipzig, dem früheren wegen seiner Freisinnigkeit gemäßregelten Berliner Stadtrate. Er verlegte später eine Reihe weiterer Romane von mir. Sie wurden gern gelesen, und Ernst Keil in Leipzig wurde aufmerksam auf mich und forderte mich auf, ihm Erzählungen und Novellen für die *Gartenlaube* zu schreiben.

Durch die *Gartenlaube* wurde ich weithin bekannt. Dem deutschen Volke wurde ich durch sie wieder näher gebracht.

Wie die *Gartenlaube* mich zur Mitarbeiterschaft aufgefordert hatte, so wurden mir ähnliche Einladungen von manchen anderen angesehenen, selbst den am meisten verbreiteten Zeitschriften. Die größte Anerkennung erhielt ich von dem deutschen Volke, für das ich schrieb. Besonders die *Gartenlaube* hatte den Grund dazu gelegt. Sie wurde mir aus allen Teilen Deutschlands zu Teil. Auch aus dem Auslande erhielt ich zahlreiche Anerkennungen meiner belletristischen Wirksamkeit. Meine Erzählungen wurden vielfach in fremde Sprachen übersetzt; angesehenere nordamerikanische Zeitschriften forderten mich zu belletristischen Beiträgen auf.

Aus dem Roman *Josephine Münsterberg* (1850)

Die Deutschen Männer

In einem Zimmer des Gasthofes stand ein junger Mann, wie es schien, im Begriff auszugehen. Er klopfte an die Tür, durch welche das Zimmer nebenan mit dem seini- gen in Verbindung stand.

Ich bin fertig, Oswald, sagte er.

Ich komme sogleich, antwortete eine Stimme aus dem Nebenzimmer.

Gleich darauf öffnete sich die Tür und ein anderer jun- ger Mann trat in das Zimmer.

Du musst mir den heutigen Tag hier schon schenken, mein Freund! sagte jener, der geklopft hatte. Ich kenne freilich deine Abneigung gegen den Aufenthalt in den Residenzen. Was wirst du unterdes vornehmen?

Ich werde neue Nahrung für meine Abneigung einsam- meln.

Das heißt?

Ich werde umherschlendern in den Straßen und mir die Paläste, die Prachtgebäude, die stolzen Karossen, die stol- zeren Pferde, die noch stolzeren Herren und die stolzes- ten Bedienten in den reichen Livreen ansehen.

Ich würde dir raten, dabei die vornehmen Frauen und Fräulein mit ihrem reichen Putz nicht zu übersehen.

Sie gehören zu meinem Bilde.

Ohne es verschönern zu können?

Sie entstellen es nur um so mehr.

Im Ernst, Oswald, ich begreife dich und dein Bild nicht. Das Bild einer Residenzstadt mit der Mehrzahl der Figu- ren darin, die wir genannt haben, macht auf mich einen freundlichen, manchmal gar einen erhebenden Eindruck. Ich muss dir zugeben, nicht alles darin ist eben freund- lich und erhebend, doch wo findest du bloßes Licht

ohne Schatten? Aber jene Paläste, jene Prachtbauten, jene Denkmäler, ja sogar jener Luxus von Bedienten, Karossen und Kleidern, in Assembleen und Soireen, geben sie nicht das Bild eines regeren, höheren Lebens der Künste, selbst der Wissenschaft, überhaupt der Zivilisation? Ich will nicht an die Geschichte erinnern, nicht daran, dass stets die Fürsten, mächtige Kaiser und Könige es waren, von den römischen Imperatoren an bis auf den vielleicht widerwilligen Friedrich den Großen und auf Napoleon hin, die in ihren Residenzen die Denkmäler der Kunst, der Wissenschaft zum Entstehen brachten und sammelten und dadurch die Kunst und die Wissenschaft und somit das Leben selbst pflegten und hoben. Aber fragen will ich dich, auf welcher niedrigen Stufe der Entwicklung Leben, Kunst und Wissenschaft stehen würden, wenn wir bloß in kleinen Flecken und Städten lebten und nicht auch diese Hauptstädte hätten, in denen die Kraft und die Blüte eines ganzen Landes zusammenströmt.

Die Antwort auf deine Frage, lieber Freund Morsbach, ist leicht. Du hast teils manches verwechselt, teils halb, teils ganz Unrichtiges gesprochen, teils die wahre Seite der Sache übersehen, und die wahre Seite ist eben die betrübende.

Du machst mich begierig auf deinen Beweis.

Ich sprach von Residenzstädten, du sprichst von großen Städten. Dass jedes Land oder Volk, wenn du willst, denn ich habe hier nichts dagegen, Land und Volk zu identifizieren, eine größere Stadt haben muss, in der die Kraft und Blüte, das Bessere und Schöneres seines Lebens zusammenströme, werde ich am wenigsten dir bestreiten; aber warum soll dies gerade die Residenz eines Fürsten sein müssen? Und ich wiederhole, nur gegen die fürstlichen Residenzen habe ich mich ausgesprochen. Warum sollen in anderen Städten Kunst und Wissenschaft nicht eben so wohl ihre Blüten treiben, warum soll in ihnen

nicht eben so wohl das Leben des Landes oder Volkes, wie das Blut in der Herzkammer, zusammenströmen können?

Die Unrichtigkeit der Anschauung ist bei dir, Freund Oswald. Welch höheres, welch schöneres Leben findest du denn vertreten in jenen Städten, die du den Residenzen der Fürsten gegenüberstellst? Welche Schätze der Kunst und Wissenschaft siehst du dort? Denke an Hamburg, denke an Bremen, auch an Frankfurt, ja denke selbst an die größeren Städte in Nordamerika. Dem materiellen Leben werden dort Opfer gebracht, aber für das Edlere im Menschen, für den Geist, suchst du vergebens nach Nahrung und Erquickung. Und das liegt auch in der Natur der Verhältnisse. Denn welches Leben, welche Interessen strömen dort zusammen? Es sind eben nur die materiellen Interessen des Handels, des Bankverkehrs, des Kaffees und Zuckers.

Du bist ungerecht. Ich erinnere dich dagegen an die Republiken des Altertums und des Mittelalters. Lass auch jene freien Städte zur Entwicklung ihrer Freiheit und somit ihres eigentlichen Lebens kommen.

Im Altertum leben wir nicht, auch nicht im Mittelalter, könnte ich hinzusetzen. Allein wer wirkte und regierte denn in den Republiken des Altertums und des Mittelalters? Waren die Herrscher, die Präsidenten, die Dogen im Grunde nicht Fürsten, und waren ihre Residenzen nicht fürstliche Residenzen? Was aber die Entwicklung jener Städte betrifft, so leben sie teilweise schon seit Jahrhunderten in der vollen Blüte der Freiheit und doch sind sie arm geblieben an geistigem Leben.

Du hast willkürlich einzelne herausgegriffen. Warum nanntest du zum Beispiel nicht Nürnberg und Augsburg?

Weil ich spießbürgerlichen Tand und die ihm gewidmete Kunst oder eigentlich Künstelei nicht mit Pracht-

denkmälern der Kunst und Wissenschaft zusammengestellt haben möchte.

Du übertreibst wie immer, wenn du disputierst.

Ich glaube selbst, dass ich diese üble Angewohnheit mit manchen teile, die zu nachsichtige Freunde haben.

Ich gehöre wenigstens nicht zu deinen nachgiebigen Freunden. Ich verlasse unsren Streit nicht. Ich will aber, um dir nicht zu zähe zu erscheinen, auf seinen eigentlichen Nerv übergehen. Ich erblicke in dem Glanz und Luxus der Residenzen nicht die Verewigung, nicht die Höhe, nicht die Blüte des Lebens des Landes, sondern gerade im Gegenteil die Verzehrung, die Vernichtung dieses Lebens. Mark und Blut, Kraft und Leben des Volkes haben angegriffen, haben vergeudet werden müssen, um diesen Glanz, diesen Luxus hervorzurufen. Der Landmann, der Bürger, der Handwerker, ja selbst der arme Tagelöhner, sie alle haben dazu beisteuern, dafür arbeiten, sich quälen, entbehren, darben müssen. Die Fürsten selbst haben teilweise kein Vermögen und wenn sie es haben, so verwenden sie es zu anderen Zwecken. Alle ihre übrigen Bedürfnisse muss ihnen das Volk aufbringen; von dem Volke leben sie, von dem Schweiß des Volkes ernähren sie sich. Sieh, das ist es, was mir den Aufenthalt in der Residenz verleidet. Dann muss ich an die verlassen Hütten von Lehm und nasser Erde denken, in denen jetzt Tausende Unglücklicher dem Sturm, dem Regen, dem Schnee, dem Froste ausgesetzt sind, krank und siech, leidend, jammernd, sterbend. Wenn ich diese mit Tressen beladenen Hofjunker und Bedienten aller Art sehe, wie sollen mir die elenden Lumpen nicht einfallen, mit denen der Arme nicht einmal seine Blöße bedecken, geschweige gegen Frost und Kälte sich schützen kann! Und ich sollte glücklich und froh sein können über diesen Luxus und Schimmer der Residenzen!

Oswald schwieg.

Auch sein Freund Morsbach sah gedankenvoll vor sich hin. Nach einer Weile nahm er das Wort.

Du bringst mich durch die neue Wendung, die du deinem Satze gegeben hast, zum Schweigen. Ich hatte dir noch manches zu erwidern; allein die Seite, die du jetzt anregst, ist zu betrübend, als dass man sie um aller Vorteile willen, die sonst die Sache selbst haben mag, nur einen Augenblick auf die Seite schieben könnte. Du hast Recht, alle Schönheit, aller Glanz, aller Reichtum der Kunst, alle Tiefe des Wissens, die in jenen Denkmälern der Baukunst, der Malerei, der Bildhauerei, in jenen Museen und Bibliotheken offen zu Tage liegen oder verborgen sein mögen, sie wiegen nicht eine einzige menschliche Träne der Angst, der Sorge, des Elends auf, die um ihretwillen hat vergossen werden müssen. Und leider haben sie so viele Tränen erpresst.

Siehst du, mein Freund? Und das ist der Unterschied zwischen diesem Luxus der neueren fürstlichen Residenzen und der Pracht der Städte des Altertums und des Mittelalters. In den früheren Jahrhunderten floss der Reichtum der Einzelnen erst dann auf die Altäre der Kunst und Wissenschaft, wenn das Elend und die Not der Armen gestillt war, aber jetzt werden selbst die Not und das Elend der Armen ausgepresst, um noch einen Groschen zu den Massen hinzuzugewinnen, mit denen nicht die Wissenschaft und die Kunst gehoben, sondern unter diesem Scheine die Prachtliebe, die Eitelkeit, der Hochmut, die noblen Passionen geschmeichelt und gekitzelt werden sollen.

Dazu nimm noch eins. Jene Männer, jene Familien, die in den frühen Zeiten Pracht und Luxus entwickelten, hatten die Quellen dazu durch eigenen Fleiß, durch eigene Arbeit, durch jahrelanges Anstrengen und Entbehren sich selbst erworben. Aber was tun diese modernen Luxusmänner? Sie lassen das Volk für sich arbeiten und entbehren. Sie selbst sitzen in ihren goldenen Schlössern

mitten im Überfluss und dort haben sie von der Wiege an gegessen und ihre Väter haben da schon gegessen und ihre Großväter und Urgroßväter. Und dann noch eins! – o, ich werde nie und nimmer fertig, wenn ich auf diesen traurigen Gegenstand komme. Wie viele solcher Müßiggänger und Verschwender findest du nicht in Residenzen der Fürsten! Gehe sie durch, diese ganze unübersehbare Reihe von großen und kleinen Herren, von vornehmen und geringen Dienern, bis zu dem Pedelle und Ofenheizer, dem Lakai und Stalljungen hinunter, sie alle leben von dem Schweiß und Blute des armen Volkes, sie alle. Brich ab, Oswald! fiel ihm der Freund ins Wort. Verdirb mir den Tag nicht. Ich möchte heute freundlich gestimmt bleiben.

Ich höre auf. Wozu auch mich selbst aufregen! Es ist ein Fehler von mir.

Es ist dein weiches, gutes Herz!

Zu weich wenigstens ist mein Herz! Auch diesen Fehler kenne ich. Ich möchte ihn einen unsinnigen Fehler nennen.

Ich nenne es einen schönen Fehler!

Schön? Wenn man täglich den Wunsch hat, alle Tränen der Welt zu trocknen und wenn doch die Phantasie nicht einmal ausreicht, nur das Maß der Tränen zu ermessen, die täglich, die stündlich geweint werden! Ich sage dir Morsbach, es ist Torheit. – Lass uns von etwas anderem reden. –

Du willst alte Freunde besuchen, die du seit langer Zeit nicht gesehen hast?

Seit der Universität nicht. Bei meiner letzten Anwesenheit hier zum Jubiläum erfuhr ich erst im Augenblicke meiner Abreise, dass sie hier seien.

In welchen Verhältnissen leben sie hier?

Ich weiß es nicht. Man sagte es mir nicht; ich fragte auch nicht danach. Ihre Schicksale bald nach den Universitätsjahren waren so eigentümlich, dass es mir fast wie

ein Rätsel ist, sie jetzt hier zu finden. Es wird mir einen besonderen Genuss gewähren, durch eigene Anschauung sie in ihrem jetzigen Treiben und Wesen kennenzulernen. Diese Freude mochte ich mir durch Fragen bei Fremden nicht verderben.

Möge die Wirklichkeit dir die Freude nicht verderben. Gerade über den Universitätsgenossen pflegt ein eigentümliches Schicksal zu schweben. Keine andere Verbindung der Jugend weist so viele untergegangene Persönlichkeiten auf. Erkundige dich nach Jahren nach deinen Freunden aus der Schule, der Universitäts-, der Militär-, einer Club- oder anderen Zeit; von deinen Freunden der Universität sind die meisten zu Grunde gegangen und oft, in der Regel gerade diejenigen, auf die du am meisten hieltest, deren Glück, deren glänzende Karriere du am meisten glaubtest versichern zu können.

Ich habe an meinen Freunden eine ähnliche Erfahrung nicht gemacht. Welchen Umstand legst du ihr unter?

Es scheint mir eine Menge von Gründen zusammenzutreffen. Überhaupt weist keine andere Verbindung so viele geistvolle, geniale Elemente auf wie die Universität. Was Geist und Talent, Feuer und Kraft hat, pflegt in Deutschland eine Universität zu besuchen; der gewöhnliche Mensch, der Philistergeist wirft sich in andere Zweige und Laufbahnen des Lebens. Der Philister aber ohne Geist und Feuer und Kraft bleibt auch stets in der gewöhnlichen Bahn der Mittelmäßigkeit und Regelmäßigkeit, und wie das gewöhnliche Schicksal ihm überhaupt fremd bleibt, so halten sich auch die schweren Schläge des Schicksals von ihm entfernt. Damit stimmt die Erfahrung überein, dass gerade die Sprudelköpfe auf den Universitäten, die an Geist und Charakter am meisten Hervorragenden, die an der Spitze der Studentenverbindungen Stehenden am häufigsten späterhin zu Grunde gehen, wogegen die Duckmäuser zu Amt und Würden, zu Frau und Kind, zu Ehren und Ansehen in der Welt

gelangen. Ein fernerer Grund liegt in der Beschaffenheit des deutschen Studentenlebens selbst. Den jungen Mann, den oft nur noch zu jungen, überkommt plötzlich ein Leben der Ungebundenheit einerseits und der Verführung und Ausschweifung andererseits, wie es in keiner anderen Stellung und Phase der bürgerlichen Zustände wiedergefunden wird. Ein dritter Grund liegt in den Laufbahnen, in die der Student, um etwas zu werden, sich hineinbegeben muss, zumal unmittelbar und urplötzlich nach dem Studentenleben. Aus dem Zustande der dreijährigen, vollsten Ungebundenheit wird er auf einmal in die Bande des krassesten Philistertums, des Zopfes der Bürokratie, in die ganze Heimlichkeit, Heuchelei, Servilität, Unfähigkeit und Nichtswürdigkeit der Bürokratie hineingeworfen. Es wäre fast ein Wunder, wenn da ein anderer aufkommen könnte, als wer von Natur ein Philister, ein Heuchler und ein Knecht ist. Erst mit der Öffentlichkeit des Staatslebens kann hier ein besserer Zustand eintreten. – Doch lass uns auch hier abbrechen. Gebe dir Gott, dass du deine Freunde, die sicher keine Heuchler und Knechte waren, dennoch glücklich antreffen mögest.

Gewiss waren sie keine Heuchler, keine Knechte, keine Philister. Wir drei waren eng verbunden miteinander. Lebendig stehen sie noch vor mir. Der kleine dicke Seiffel mit dem dunklen Lockenkopfe, dem lebhaften Auge, dem sprudelnden Geiste, dem fliegenden Ehrgeize und dennoch freundlichen Gesichte und freundlichen Wesen; und dann dieser blasse, hagere Blumenhof mit den großen, blauen Augen, der denkenden Stirn, dem grübelnden Geiste und dem tiefersten, schwärmerischen Wesen, beinahe dir gleichend. Ach, Freund Oswald, wie viele Pläne haben wir drei in die Zukunft hineingebaut, in den weichenden Sand, in die luftigen Wolken der Zukunft; wie viele Pläne für das Wohl der Menschen, für das Vaterland, für den eigenen Ehrgeiz.

Sage lieber, fiel Oswald lächelnd dem Freunde ins Wort, für euren Ehrgeiz und nebenbei für das Wohl der Menschen und das Vaterland. Denn aufrichtig gestanden, es gibt nichts Egoistischeres als die Pläne der Jugend für das Wohl der Menschheit.

Wir wollen darüber heute nicht streiten. – Wie schwärmten wir für Freiheit und Recht! Wie schwärmten wir besonders für die Freiheit, für das Wohl des deutschen Vaterlandes! Wie verdammten wir den Absolutismus der Fürsten, den Volksverrat der Hofschranzen und Beamten, die untätige Feigheit der Masse des Volks! Welche Vorsätze und welche Pläne fassten wir!

Und welche davon habt ihr ausgeführt?

Es liegt ein harter Vorwurf in dieser Frage, aber er trifft mich nicht. Du weißt, was ich nicht bloß mit ohnmächtigen Worten erstrebt, sondern was ich gehandelt und versucht habe. Aber was vermochten wenige Einzelne bei dem Schlafe des ganzen Volkes. Jedes Unternehmen in gegenwärtiger Zeit wäre Wahnsinn. Es müssen bessere Zeiten, es müssen Ereignisse, durch die sie geschaffen werden, abgewartet werden. So werden auch meine Freunde jetzt denken. Zwar hatten sie sich bald nach Beendigung ihrer Studien in unbesonnene, politische Verbindungen eingelassen, für die sie lange Jahre mit dem Kerker büßen mussten. Aber der Umstand, dass ich seitdem nichts von ihnen gehört habe, scheint mir dafür zu sprechen, dass auch sie jetzt den ebenso unbesonnenen als fruchtlosen Tatendrang der Jugend mit der abwarten, im rechten Zeitpunkte stets zu Taten bereiten Geduld des einsichtigen Mannes vertauscht haben.

Ich bin gespannt darauf, in welchen Lagen des Lebens du deine Freunde wiederfinden wirst. Welches Bild hast du dir davon gemacht?

Ich stelle mir sie vor in einer glücklichen äußerlichen Lage, aber innerlich grollend mit dem Geschicke des Vaterlandes. Jene konnte ihren Talenten, ihren Kenntnissen

nicht fehlen, sie wird aber auch nie die Liebe zum Vaterlande in ihnen auslöschen können.

Noch einmal, mögest du dich nicht täuschen. Ein übles Vorzeichen ist es mir schon, dass du seit ihrer Befreiung aus der Haft nichts von ihnen gehört hast. Hätten sie irgendeine ihren Talenten und Kenntnissen, wie du sie anschlängst, entsprechende Stellung, sei es im Staatsdienste, in der Wissenschaft, oder in anderer Weise gefunden, man müsste notwendig etwas von ihnen gehört haben.

Die öffentliche Stimme hat nie ihren Namen genannt.

Wie wir überhaupt kein öffentliches Leben haben. Was meldet denn die öffentliche Stimme aus unserem deutschen Leben? Reisen von Fürsten, Entbindungen von Prinzessinnen und dergleichen wichtige Ereignisse; und aus dem Leben des Volks, der »Untertanen«, hin und wieder einmal eine Mord-, Raub-, oder Gaunergeschichte. Wagt sie einmal die Erwähnung eines ausgezeichneten Mannes, so kannst du sicher darauf rechnen, dass es nur in Verbindung mit einem fürstlichen Gnadenakt geschieht; der Mann hat alsdann einen Orden erhalten oder ist zur fürstlichen Tafel gezogen. Das Volk ist ja ganz und gar nur so sehr um der Fürsten willen da, dass selbst die großen Männer nur als Folie gebietender Herren dienen dürfen.

Leider, setzte Oswald hinzu, verdienen unsere großen Männer nur zu sehr dieses Schicksal, indem sie eben eine Ehre darin sehen, oft durch die gemeinsten Schmeicheleien den Fürsten dienen zu dürfen. Was könnten die Männer des hervorragenden Talents, der eminenten Kenntnisse für das Wohl ihres Vaterlandes wirken, wenn sie vorzögen, frei und offen für das Volk aufzutreten, anstatt Orden und Kammerherrnschlüssel zu tragen und an der Tafel der Könige die Unterhalter- und Spaßmacherrollen zu übernehmen! Wie ekelhaft sind mir diese großen Hofschwätzer, Hofphilosophen und wie sie weiter heißen mögen. Wie wird die Geschichte den Stab

über sie brechen und auf sie hauptsächlich die Schmach der Knechtung eines großen Volkes werfen.

Morsbach war während des Gespräches an das offene Fenster getreten. Auf einmal machte er eine Bewegung, als wenn er sich in den Grund des Zimmers zurückziehen wolle. Gleich darauf trat er wieder vor, indem er einen von der Straße auf ihn geworfenen Gruß zwar etwas kalt und förmlich zu erwidern schien. Bald nachher wandte er sich zu Oswald zurück.

Er kommt herein, sagte er. Das wird langweilig werden.

Er hatte kaum die wenigen Worte gesprochen, als jemand, der hastig die Treppe hinaufgesprungen war, an die Tür des Zimmers klopfte und fast gleichzeitig diese öffnete.

Ach, entschuldigen Sie mich, lieber Herr von Morsbach. Ich sah Sie und konnte nicht widerstehen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

Sehr gütig! erwiderte Morsbach etwas kalt, indem er zugleich den Ankommenden und seinen Freund miteinander bekannt machte.

Mein Freund, Herr Oswald, und Herr Kammerjunker von Trotha!

Nicht mehr Kammerjunker, fiel der Herr von Trotha ein; seit vorgestern Kammerherr!

Ich wünsche Ihnen Glück!

Das kleine Männchen wurde einen ganzen Zoll größer, so dehnte er sich. Dabei fuhr er fort:

Mir ist viel Gnade geworden seit kurzem. Auch ein paar Orden habe ich erhalten, sogar einen preußischen. Ihr Herr Oberst, Herr von Morsbach, war immer sehr freundlich gegen mich. Ich habe ihm auch meinen Dank ausgesprochen und ich bitte Sie, wenn Sie zu ihrem Regimente zurückkehren, die Gelegenheit nicht zu versäumen, ihn nochmals meiner Dankbarkeit zu versichern.

Morsbach verbeugte sich schweigend.

Aber was bringen Sie denn Neues von Berlin, Herr von Morsbach?

Man schläft dort, wie anderswo in deutschen Landen.

Der Kammerherr lachte.

Sehr witzig und richtig. Bei Ihnen schläft man gar besonders. Sogar die Polizei fängt dort an zu schlafen.

Ich denke, einen solchen Vorwurf verdient die preußische Polizei eben nicht.

Und doch. Haben Sie die neuesten Zeitungen nicht gelesen? Die Entwischung oder die Entführung des berühmten Demagogen und russischen Hochverrätters von Wilken.

Ich habe davon gehört.

Ach, das ist eine köstliche Geschichte. Die so viel und so hochgelobte preußische Polizei hat sich da arg dүpiieren lassen, und zwar von so obskuren Leuten, dass man ihre Namen nicht einmal kennt, ja nicht einmal ahnt.

Das würde für die List dieser Leute sprechen, also immerhin für eine Art Bedeutung.

Sie hätten Recht, wenn die Leute nicht gerade der preußischen Polizei gegenübergestanden hätten. Ich bitte Sie, Herr von Morsbach, wie wäre es, wenn diese Polizei einigermaßen erträglich wäre, möglich gewesen, dass der Befreite, wie die Zeitungen melden, glücklich nach England hätte entkommen können, noch dazu mit seiner Braut und einer, wie es scheint, zahlreichen anderen Begleitung? Ich frage Sie!

Ich fühle nicht den Beruf, den Verteidiger der preußischen Polizei zu machen.

Hier, Herr von Morsbach, werden Sie seit Ihrer neuerlichen Anwesenheit wenig Veränderungen gefunden haben?

Ich bin achtlos gewesen.

Aber es scheinen sich bedeutende Veränderungen bei uns vorzubereiten.

Seine Mienen und der Ton seiner Stimme nahmen den Ausdruck des Geheimnisvollen an.

Morsbach antwortete ihm nicht.

Geheimnisvoller fuhr er fort:

Es bereitet sich eine Ministerkrise bei uns vor. Die Residenz ist in gespannter Erwartung.

Eine Ministerkrise? Leben Sie in einem konstitutionellen Staate?

Gott behüte uns! Unser gnädigster Herr hat uns vor dem Jammer einer Verfassung bisher glücklich bewahrt. Aber dennoch ist der Wechsel eines Ministers bei uns ein wichtiges Ereignis, ja vielleicht noch ein wichtigeres als in konstitutionellen Ländern, da bei uns nur der Tod die Minister abzurufen pflegt.

Wichtig vielleicht für den Adel und für die Kannengießer der Wein- und Bierstuben.

Welche Zusammenstellung, Herr von Morsbach! Für den Adel ist übrigens unsere Ministerkrise von großer Bedeutung. Der Justizminister von Sternfels, um den es sich handelt, hat stets in einer gewissen Opposition gegen den Adel gestanden.

Ich meine, es sei umgekehrt: Der Adel stand in Opposition gegen den Minister, der noch immer zu viel Gerechtigkeitsgefühl hatte, um allen Anforderungen des Adels nachzugeben.

Eigensinn! Eigensinn und Missgunst! Er selbst gehört einer unbegüterten Familie an. Doch sein Fall ist unvermeidlich.

Sein sauberer Herr Schwiegersohn, den er ohnehin über Gebühr poussierte, hat große Defekte gemacht, sogar Pupillengelder angegriffen, und dennoch, so heißt es, will er ihn jetzt zu einem bedeutenden Posten in der Residenz befördern. Es werden noch heute dem Fürsten, dem er ohnehin keine angenehme Persönlichkeit ist, die Augen geöffnet werden. Es ist zwar dies alles noch tiefes Geheimnis, aber ich habe es aus ganz sicherer Quelle. Sie

können sich darauf verlassen; ich bitte nur, wenn Sie es weitererzählen, Herr von Morsbach, meines Namens nicht zu erwähnen.

Seien Sie ohne Furcht.

Auch ein zweiter Minister wird wahrscheinlich entlassen werden. Doch es steht noch in etwas weiterer Aussicht, und es ist daher gefährlich, davon jetzt schon zu sprechen.

So lassen Sie uns darüber schweigen.

Apropos, haben Sie schon von der Gräfin mit dem Totenkopf gehört?

Nein!

Sie soll hier sein, seit gestern oder vorgestern.

Eine merkwürdige Erscheinung! Niemand weiß etwas von ihr.

Und dennoch merkwürdig?

Gerade deshalb. Haben Sie noch nichts von ihr gehört?

Nein!

So muss ich Ihnen von ihr erzählen.

Man weiß ja nichts von ihr.

Man vermutet desto mehr. Sie soll eine junge, sehr reiche Dame sein mit einem schönen Körper, aber einer vollständigen Totenlarve statt eines Gesichtes. Woher sie stammt, weiß man nicht. Einige sagen, sie stamme aus dem spanischen Amerika. Sie reist in der Welt umher, nach einigen, um einen Arzt zu suchen, der es übernehme, ihr eine menschliche Gesichtsbildung zu geben; nach anderen, um einen Mann zu finden. Sie lässt sich nirgends öffentlich sehen und auch in ihren Zimmern trägt sie Tag und Nacht eine schwarze Samtmaske. Ihr Aussehen ohne die Maske soll so scheußlich sein, dass ihre Umgebung für ihren Verstand fürchtet, wenn sie sich selbst so im Spiegel sähe.

Und sie sucht einen Mann!

Sie soll ein unermessliches Vermögen besitzen. Das Volk fabelt Wunderdinge von ihr.

Dennoch hat sie noch nicht gefunden, was sie sucht?
Noch nicht. Sie hat, so sagt man, schon viele bedeutende Städte Europas bereist, aber vergebens. Jetzt ist sie hier. Ob sie auch hier ihr Ziel verfehlen wird? Was meinen Sie?

Es kommt darauf an, welche Ansprüche sie macht. Der Sohn einer hoffähigen Familie kann sie nicht wohl heiraten, man kann sie doch nicht an den Hof bringen.

Diese Bemerkung ist schlagend.

Sie hat bis jetzt nur die Aufmerksamkeit der untersten Klassen auf sich gezogen. Freilich weiß man auch noch nicht einmal, wo sie sich aufhält, ja man hat keine bestimmte Nachricht darüber, ob sie sich wirklich in den Mauern der Residenz befindet. Die Dame scheint überhaupt ganz und gar in Rätsel gehüllt zu sein.

So scheint es.

Aber ich habe hier meine Zeit verplaudert, Herr von Morsbach. Ihre Gesellschaft ist gar zu angenehm, man vergisst alles darüber. Ich muss zu Hofe, die gnädigsten Damen werden auf mich warten. Ich muss ihnen täglich Neuigkeiten bringen; sie haben die Gnade, mit wahrer Sehnsucht auf mich zu warten. – Leben Sie wohl. Es ist mir außerordentlich schätzbar gewesen, Sie wieder zu sehen.

Er ging.

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist, bemerkte nach seiner Entfernung Oswald. Solche Menschen bilden die Umgebung, den Umgang der Fürsten! Solche flache, feile, elende Schwätzer! Solche Menschen, die nichts Höheres kennen als das Hofleben, die keinen Genuss haben als in der Intrige, deren Herz nicht einmal so viel Kraft hat, um eine Leidenschaft aufzunehmen, die nur folgen und kriechen und schnupern können wie – Hunde. Was sage ich: wie Hunde? Ich stelle sie zu hoch; der Hund hat Treue; wie sollte solch Gesindel treu sein können! – Lass uns gehen,

Morsbach. Ich muss die Paläste und Schlösser und Statuen und Karossen wieder sehen, um einen vernünftigen Ärger zu bekommen, der mir den über das jämmerliche Hofwesen wieder vertreibt.

Sie verließen das Zimmer und den Gasthof. Auf der Straße trennten sie sich. Oswald blieb stehen, als der erste elegante Wagen vorbeigefahren kam. Er ärgerte sich über den Luxus und hatte doch seine Freude an den schönen, mutigen Rossen.

Morsbach zog sein Notizbuch hervor, sah nach Straße und Hausnummer der Wohnung seines Freundes Seiffel und nahm dahin seinen Weg. Er hatte nicht weit zu gehen. Wie der Gasthof, aus dem er kam, in dem bessern Teile der Hauptstadt gelegen war, so lag auch die Wohnung des Freundes in einer der Straßen, in denen fast nur die vornehmere und reichere Welt wohnte. Er fand das Haus. Es lag in der Mitte der Straße und gehörte zu den eleganteren.

Ein Portier öffnete, nachdem er die Klingel gezogen hatte.

Wohnt Herr Seiffel hier?

Eine Treppe hoch.

Aus dem hellen, geräumigen, mit bunten, alten Glasfenstern versehenen, in den Nischen mit Gipsabgüssen von antiken Statuen besetzten Flur führte eine breite und bequeme Treppe, deren Geländer aus massivem Mahagoniholze bestand, in die Beletage. Ein blankes Messingschild, das neben einer verschlossenen Tür hing und in gotischen Buchstaben den Namen Seiffel enthielt, zeigte die Wohnung des Gesuchten an. Morsbach musste noch einmal klingeln. Ein Livreebedienter öffnete.

Herr Seiffel zu Hause?

Herr Regierungsassessor Seiffel! verbesserte der Bediente etwas vornehm. Ich bitte um Ihren Namen.

Morsbach.

Der Bediente kehrte in die Wohnung zurück, nachdem er, ohne ein Wort weiter zu sagen, die Tür wieder verschlossen hatte.

Morsbach musste mehrere Minuten vor der verschlossenen Tür warten.

Endlich wurde diese wieder geöffnet. Der Bediente war wieder da.

Der Herr Regierungsassessor lassen bitten.

Morsbach trat ein. Der Bediente führte ihn durch ein Entreezimmer und durch drei oder vier sehr reich und geschmackvoll ausgestattete Wohnzimmer in ein äußerst wohlliches und komfortables Kabinett.

Ich bitte hier Platz zu nehmen; der Herr Regierungsassessor werden gleich erscheinen.

Er zeigte nachlässig auf einen der dastehenden Sessel und entfernte sich.

Morsbach musste hier wiederum mehrere Minuten warten, bis eine Seitentür sich öffnete und jemand zu ihm hereintrat.

Der Eintretende war ein kleines, dickes, sehr sorgfältig gekleidetes Männchen mit einem vollen, roten, hübschen Gesichte, einem starken Backenbarte und wenigen Haaren.

Der erste Augenblick, in welchem zwei Jugendfreunde nach längerer Trennung einander wiedersehen, ist nicht bloß spannend; er hat etwas Zweifelhaftes, Beunruhigendes, Peinliches; er hat dies um desto mehr, je näher die beiden Freunde früher zueinander standen. Der Mensch ist ein stets wechselndes Geschöpf. Wie selten, auch bei der größten Reinheit des Charakters, bei der größten Festigkeit des Willens, kann er für sich selbst eintreten, dass er stets, unter allen Umständen, in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens derselbe bleiben werde. Wie viel weniger kann er für einen anderen eintreten, sei dieser andere auch durch Gleichheit der Gefühle und Gedanken auf das innigste mit ihm verbunden, sei es sein

alter ego. Und welche ungeheure Kluft liegt gerade in den Jahren, in denen der Jüngling, den wir in unsrem Jünglingsalter, den wir in der Universitätszeit kannten, zum Manne geworden ist. Gerade in diesen zehn Jahren entwickelt sich der Mensch vollständig zu dem, was er für sein noch übriges Leben werden soll.

Daher die Zweifel, die Befürchtungen der einander Wiedersehenden! Wie wird er sich verändert haben! Wie wird er dich verändert finden! Wird er dich wiedererkennen? Wird er dich wieder erkennen wollen? Wird sein Glück ihn nicht überhoben, hochmütig, widerwärtig gemacht haben? Wird das Unglück, das ihn verfolgt, das Elend, das ihn getroffen hat, seinen Geist nicht niedergebeugt, seinen Charakter nicht wankend, ihn nicht feige und feil, servil und niederträchtig gemacht haben? Wirst du ihn wiedererkennen dürfen? Ist er nicht in den wechselvollen Ereignissen der Zeit ein Verräter, ein Schurke, ein Ehrloser geworden?

Gedanken und Gefühle dieser und ähnlicher Art hat wohl mehr oder weniger ein jeder bei einem solchen Wiedersehen. Es wird dadurch in seiner ersten Minute, wenn es nicht von besonderen Umständen begleitet ist, stets ein etwas frostiges sein.

Seiffel! rief Morsbach bei dem Erscheinen des Freundes in einem Tone aus, der manche Frage, manchen Zweifel, manche Befürchtung enthielt.

Morsbach, mein alter Freund! entgegnete der kleine, dicke Mann mit mehr Verlegenheit als Freundlichkeit in dem Tone seiner Stimme.

Er umarmte seinen alten Freund etwas förmlich. Dann besah er ihn von unten bis oben und setzte hinzu: Du bist ein schöner, stattlicher Mann geworden!

Ich bedaure, erwiderte Morsbach lächelnd, dass ich dir dein Kompliment nicht ganz zurückgeben kann. Du weißt, ich liebe vor allem die Aufrichtigkeit, zumal bei Freunden.

Und wie findet mich deine Aufrichtigkeit?
Etwas zu dick, etwas zu fett für meinen lebhaften, strebsamen, ehrgeizigen Seiffel.
Naturanlage, lieber Morsbach, reine Naturanlage. Ich ärgere mich selbst genug darüber, dass ich so fett werde; ich begreife es auch nicht, denn ich bin noch ebenso lebhaft und unruhig wie je in alten Zeiten.
Und auch ehrgeizig?
Ach, durch meine mehrjährige Haft bin ich in meiner Karriere sehr zurückgekommen.
Hole nach! Einem Mann von deinem Geiste und deinen Kenntnissen muss es ein Leichtes werden, hunderte zu überholen.
Man muss nur leider Konnexionen haben. Sich selbst bringt bei uns niemand in die Höhe, nur die Verbindungen vermögen es. Ich habe es erst zum Assessor gebracht. Du hast also, fiel lachend Morsbach ein, noch immer ein besseres Avancement gehabt als ich. Ich bin, ohne durch mehrjährige Haft in meiner Karriere unterbrochen zu sein, noch immer königlich preußischer, wohlbestallter Husarenleutnant.
Bei dir ist es etwas anderes. Du dienst nicht um des Avancements, um der Karriere willen. Du bist reich, von Familie, dir ist der Dienst ein Spiel zu deinem Vergnügen.
Wohl mehr zum Vergnügen meines verstorbenen Vaters, der die Laune hatte, mir und meinem Bruder den Wunsch als eine Art Befehl auszusprechen, bis zu unsrem dreißigsten Jahre in der preußischen Armee zu dienen. – Indessen auch dir scheinen die Güter des Lebens nicht zu fehlen. Ich sehe dich wenigstens auf einem fast brillanten Fuße eingerichtet.
Ich habe das Glück, eine ebenso liebenswürdige wie reiche Frau mein zu nennen.
Dazu wünsche ich dir von Herzen Glück. Aber dennoch dienst du, und zwar, um eine Karriere zu machen?

Gerade deshalb. Man will doch der Frau eine angemessene äußere Stellung in der Gesellschaft verschaffen.

Durch das Amt? Freund, wie sehr finde ich dich verändert. Wie oft hast du mit mir dieses Orden- und Titewesen verdammt und verhöhnt! Der Mann gilt, nicht das Amt, nicht der Titel! Wie oft hast du das ausgerufen!

Es waren andere Zeiten. Wir kannten die Welt noch nicht.

Wir kannten wohl die Welt. Gerade weil wir sie kannten, sprachen wir so.

Wir kannten sie nicht, wir glaubten sie verändern zu können.

Können wir das nicht, wenn wir wollen?

Der Einzelne vermag nichts. Es ist ein Schwimmen gegen den Strom.

Das ist eine Sorte von Gedanken, die eben das Gute und Schöne in der Welt vernichten muss und vernichtet. Wer regiert die Welt? Die einzelnen großen Männer, die nicht mit dem Strome schwimmen, die ihn in eine andere Richtung leiten, sind es. Wer nur mit dem Strome schwimmen kann, der geht darin zu Grunde.

Ich fühle nicht die Kraft in mir, den Strom anders zu leiten.

Das ist schlimm genug, allein dann solltest du wenigstens den Mut in dir fühlen, seiner vernichtenden Strömung aus dem Wege zu gehen. Worin besteht dein Dienst? Du wirst doch nur dem Absolutismus dienen!

Die Röte in dem Gesichte des kleinen Mannes steigerte sich, als wenn er errötete.

Nach kurzem Nachsinnen entgegnete er: Nimm es mir nicht übel, Morsbach, kann ich dir nicht alle Vorwürfe zurückgeben, die du mir machst?

Keinen einzigen, mein Freund. Ich diene, wie mein Bruder, nicht, um eine Karriere zu machen, wir dienen aus Pietät gegen den verstorbenen Vater. Wir dienen auch nicht dem Absolutismus, denn einen Krieg gibt es nicht,

und sobald Preußen in einen Krieg verwickelt würde, der bloß dynastische oder absolutistische Zwecke verfolgt, würden wir sofort unseren Abschied nehmen. Unser Dienst ist eben nichts weiter als eine besondere Art von Spielerei. Ob wir in der Reitbahn reiten, ob wir im Felde exerzieren, ob wir auf der Parade paradieren, es kommt mir alles dem Wesen nach nicht anders vor, als wenn wir neue Formen des Billard- oder Ballspiels, des Jagens und Reitens, der Assembleen, Bälle oder dergleichen durchmachen. Wir wollen nichts damit bezwecken und nichts damit erreichen. Unsere Zwecke verfolgen wir auf anderen Wegen. Und sie sind noch immer dieselben, für die auf der Universität unser Herz schlug. Aber du jetzt? Du hast mutig gekämpft und gelitten für die große Sache des Volkes, sie haben dich Jahre lang im Kerker gehalten. – Wie wirkst du gegenwärtig?

Ach, lieber Freund, wie kann man gegenwärtig wirken? Liegt nicht Deutschland im politischen Todesschlaf?

Im Schlaf wohl, aber nicht im Todesschlaf. Und aus dem Schlaf muss man das Volk erwecken, jeder an seinem Orte, haben wir das nicht geschworen?

Was kann man tun?

Viel, wenn man will, selbst in seinem Amte. Ich wirke vielfach, sogar in meiner Stellung als Offizier, auf meine Kameraden, deren Urteil ich über manches berichtige, auch auf den gemeinen Soldaten. Ich wiederhole meine Frage, worin besteht deine amtliche Wirksamkeit?

Der kleine Mann errötete wiederum.

Ich bin Regierungsassessor! antwortete er.

Du arbeitest also in der Verwaltung? Wie viel kannst du da wirken! Du hast da gerade ein besonders weites Feld zur Geltendmachung freisinniger Grundsätze gegenüber allen jenen auf die Knechtung des Volkes berechneten Einrichtungen, dem Willkürregimente der Polizei, dem Zensurwesen, dem Unwesen der Privilegierung einzelner Stände, der ganzen Frivolität der Bürokratie.

Der kleine Freund wurde mit jedem Worte unruhiger.
Du sprachst von deinem Bruder, sagte er; wo ist er gegenwärtig?

Wir stehen bei demselben Regimente, antwortete Morsbach, wir haben uns aber seit langer Zeit nicht gesehen. – Lebhaft fuhr er dann fort: Nirgend mehr als in deiner Stellung, mitten in dem Treiben des Polizeistaates hast du Gelegenheit, dem Treiben des Polizeistaates entgegenzuwirken.

Du und dein Bruder miedet einander von jeher, und doch liebtet ihr euch zärtlich. Woher dieser Widerspruch, Morsbach?

Nachher davon, lass uns unser Gespräch fortsetzen.

Ach, erlaube, dass ich dir vorher meine Frau vorstelle.

Er stand, ohne die Antwort des Freundes abzuwarten, auf und verließ das Zimmer. Nach einigen Minuten kehrte er zurück.

Meine Frau freut sich auf deine Bekanntschaft.

Er führte Morsbach in die Stube seiner Frau.

Es war ein freundliches, helles Stübchen, geschmackvoll eingerichtet, wie die anderen Zimmer des Hauses, aber einfacher und darum schöner und heimlicher.

Auch die Frau war einfach, in ihrer Kleidung, wie in ihrem Wesen. Ihre Gesichtszüge waren hübsch, der Ausdruck ihres Gesichts war der einer natürlichen Lebendigkeit. Sie war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Ein Kind von vier Jahren, ein wohlgebildetes Mädchen, saß zu ihren Füßen, mit einem Bilderbuche sich beschäftigend.

Sie empfing den Herrn von Morsbach mit freundlicher Anmut.

Mein Mann hat mir so viel Liebes von Ihnen erzählt, dass ich mich schon längst auf Ihre Bekanntschaft gefreut habe.

Ich bin stolz darauf!

Sie können auch gewöhnliche Komplimente machen?

Ich sprach keine gewöhnlichen Komplimente aus. Wenn die Gattin sich über den Freund des Gatten freut, so ist das nicht nur der Beweis der Liebe der beiden Gatten, sondern fast noch mehr eine Gewähr für die Freundschaft der beiden Freunde. Ich muss also doppelt stolz sein.

Morsbach, liebe Amalie, lebst in der vornehmsten Welt, wie du siehst! sagte der Regierungsassessor.

Ob gerade in der vornehmsten Welt solche Gefühle würdigen reifen können? fragte sie.

Freund, sagte Morsbach zu dem Assessor, mich dünkt, du brauchst deiner Frau eine Stellung in der Welt nicht erst noch zu gewinnen.

Hat er davon schon zu ihnen gesprochen?

Freilich!

Es ist eine leider nicht ungewöhnliche Unsitte der Männer, die Frauen als Grund und Zweck ihrer Pläne und ihres Strebens vorzuschieben. Glauben Sie meinem Manne nicht, Herr von Morsbach. Ich für meine Person liebe nichts mehr als ein stilles, häusliches Leben. Der Ehrgeiz ist mir fremd, der Glanz der Welt ist mir sogar zuwider.

So sprechen alle Frauen und sie denken anders, warf der Assessor ein.

Erlauben Sie mir, bemerkte Morsbach lächelnd, dass ich einen vollen Glauben Ihren Worten nicht schenke. Die Liebe der Frau ist stets unzertrennlich von Wünschen des Ehrgeizes für den Mann.

Wir fassen den Ehrgeiz nur nicht immer in gleichem Sinne wie die Männer auf.

Der Assessor wurde wieder unruhig.

Amalie, sagte er, ich habe dir noch nicht gesagt, dass du in meinem Freunde Morsbach ein seltenes Naturspiel, fast ein Naturwunder siehst. Er hat mit seinem Zwilingsbruder eine so vollkommene Ähnlichkeit, dass auch die nächsten Freunde und Verwandten sie miteinander verwechseln. Auf der Universität war es nur einer Dame

gelingen, ein Unterscheidungszeichen aufzufinden. Kein anderer hatte es vorher bemerkt. Brunos Schnurrbart kräuselt sich an den Spitzen, der Schnurrbart Bodos hing glatt herunter.

Eine solche Ähnlichkeit, bemerkte die Frau, muss Sie in manche eigentümliche Situation geführt haben.

Sie war uns gleichwohl lästig und zuweilen etwas Beängstigendes.

Ich begreife das nicht! sagte der Assessor.

Ich begreife es wohl, sagte die Frau. Sie musste manche Verwirrung und dadurch manche Verlegenheit für Sie herbeiführen. Und dann noch eins –

Sie stockte.

Und dann? Vollenden Sie.

Sie werden mich auslachen. Aber mich dünkt, wenn man sein vollständiges Ebenbild sieht, so muss einem sein, als wenn man nicht mehr sich selbst und allein gehöre.

Sie haben unser Gefühl getroffen. So wie wir, wenn wir im Spiegel scharf in unser eigenes Auge blicken, den Anblick auf die Dauer nicht ertragen können, wie unser eigenes Auge, unser eigener Blick uns unheimlich wird, so beinahe erging es uns, wenn wir beisammen waren.

Darum miedet ihr euch auch gegenseitig?

Es beruhte auf einer stillschweigenden Übereinkunft.

Und Ihre Herzen? fragte die Frau.

Wenn wir uns in späteren Jahren sahen, so freuten wir uns und wir weinten wie die Kinder. Aber wir sahen uns fast nur auf Minuten. Wir mussten uns trennen, wie von einem eisernen, unerbittlichen Schicksal voneinander gerissen.

Der Bediente trat ein und meldete einen Polizeibeamten. Der Assessor befahl, ihn in sein Arbeitszimmer zu führen. Gleich nachher entfernte er sich mit einem eigentümlich unruhigen Blick auf seine Frau.

Auch die Frau war bei der Meldung des Bedienten auffallend unruhig geworden. Sie sah bald nach der Tür,

durch die der Mann gegangen war, bald auf ihre Arbeit, bald auf ihr Kind, bald auf Morsbach.

Zuletzt sagte sie: Herr von Morsbach, Sie sind zu einer glücklichen Stunde für mich gekommen. Mögen Sie Ihren Beistand mir schenken oder versagen, ich werde immer eine Stütze an Ihnen haben.

Sie sprechen in doppeltem Sinne rätselhaft, meine verehrte Frau. Auch wenn ich Ihnen meinen Beistand versage, soll ich Ihnen eine Stütze sein? Und wie sollte ich Ihnen meinen Beistand versagen können, Ihnen, der so verständigen Frau des Freundes?

Ach, Herr von Morsbach, entgegnete die Frau halb schelmisch, halb ängstlich; gerade mir, der Frau des Freundes. Es wird eben darauf ankommen, ob Ihnen die Frau des Freundes oder der Freund mehr gilt.

Da werden Sie mich allerdings auf eine schwere Probe stellen. Zum Glück lächeln Sie dabei und ich darf mehr auf einen Scherz als auf Ernst rechnen.

Nein, nein, die Sache ist nur zu ernsthaft, sie betrifft unser ganzes Lebensglück.

Sie machen mich begierig.

Hören Sie. – Seiffel ist sehr ehrgeizig.

Er war es immer.

Der Ehrgeiz ist zu einer heftigen Leidenschaft bei ihm geworden. Er hat, wie jede Leidenschaft, ihn verblendet. Seine frühere Gefangenschaft hatte ihn natürlich gegen seine Alters- und Universitätsgenossen zurückgesetzt. Leuten, denen er an Geist und Kenntnissen weit überlegen war, fand er schon in Staatsämtern, als ihm erst gestattet wurde, die Prüfungen für den Staatsdienst zu bestehen. Er bestand sie glänzend. Dies fachte noch mehr seinen Ehrgeiz an. Er gab sich Mühe, aus dem gewöhnlichen Gleise des langsamen Emporsteigens auszutreten; er wollte Sprünge in der Karriere machen. Er hatte Beispiele der Art vor sich, aber dort hatten hohe Geburt und ganz besondere Verbindungen gewirkt. Bei-

des fehlte ihm. Seine Bemühungen blieben ohne Erfolg, ja führten sogar das Gegenteil herbei. Er wurde einige Male übergangen; er schrieb das – vielleicht nicht im Unrecht – seiner früher verfolgten politischen Richtung zu. Das hat ihn in eine Lage gebracht, die für ihn und für mich eine höchst unglückliche ist.

Sie machen mich in der Tat besorgt.

Er übernahm ein Amt, so voll Mühe, Last, Verantwortlichkeit und Undank, dass er wohl nicht mit Unrecht voraussetzen konnte, durch eine mehrjährige Verwaltung desselben sich ein Anrecht auf eine Beförderung außer der Reihe erworben zu haben. Seinen Vorgängern in diesem Amte war eine solche Beförderung zu Teile geworden. Er versieht das Amt nun schon seit beinahe vier Jahren mit vergeblicher Aussicht auf eine bessere Stellung. Mir war es von Anfang an in höchstem Grade zuwider.

Darf ich bitten, unterbrach Morsbach sie, mir dieses Amt zu nennen!

Die Frau errötete. Mit gepresster Stimme antwortete sie: Mein Mann ist Zensor!

Morsbach erschrak fast.

Zensor! O pfui! rief er aus, indem er von seinem Sitze aufsprang.

Die Frau zerdrückte ein paar Tränen der Scham und des Zornes in ihren hübschen Augen.

Wohl mögen Sie pfui sagen! schluchzte sie.

Darum, fuhr Morsbach fort, seine Verlegenheit! Darum wich er mir immer aus, wenn ich ihn nach seiner Amtsbeschäftigung fragte. O, welch eine Überraschung! Wie war es möglich, dass er ein solches Amt übernehmen konnte! Er, er, dessen ganzes Herz durchglüht war von der Liebe zu der Freiheit, zu dem Volke! Zensor! Wie oft haben wir gerade diesen Mord der Gedankenmitteilung verdammt! Und nun hat er sich selbst zu einem solchen Mörder, zum Henkersknecht gemacht. Wie konnte er

nur das Amt übernehmen! Und vier Jahre lang verwaltet er es schon!

Das alles, sagte die Frau, habe auch ich ihm vorgestellt, zum öfteren mit Tränen in den Augen. Allein der Ehrgeiz hatte ihn einmal verblindet. Er hatte ohne mein Wissen die Stelle angenommen. All mein Flehen, sie wieder aufzugeben, war umsonst. Umsonst stellte ich ihm vor, dass wir vermögend seien, dass wir ohne Amt mehr als auskömmlich leben könnten, dass er ohne Amt mehr für das Wohl seiner Mitmenschen wirken, dass er einen größeren, bessern Namen sich erwerben könne, wenn er sein Talent und seine Kenntnisse einer anderen Tätigkeit widme, dass er in dem hässlichen Amte nur missbraucht und dass man ihm mit Undank lohnen werde. Er war verblindet.

Sie schneiden mir tief ins Herz durch Ihre Worte, erwiderte Morsbach. Ich zählte ihn zu den Bessern der deutschen Männer. Er konnte so tief fallen, er konnte fallen trotz – ach, glauben Sie nicht, meine verehrte Frau, dass ich Ihnen ein leeres Kompliment machen will – er konnte fallen an der Hand einer so braven, so richtig, für seine Ehre so richtig denkenden und fühlenden Frau. Wie faul und nichtswürdig ist doch diese Zeit in unserem armen Vaterlande! Nichts, nichts, nicht die Ehre, nicht die Frauen, nicht die Liebe kann die Männer mehr erheben!

Herr von Morsbach, sagte etwas mutiger die Frau, ich glaube Ihrer Hilfe, um die ich Sie bitten wollte, gewiss sein zu dürfen.

Sicher! Ich errate Ihren Zweck, wenn auch nicht Ihren Plan.

Ich habe mich in eine kleine Verschwörung gegen meinen Mann eingelassen; sie kommt gerade heute zum Ausbruch. Er wird in großen Zorn geraten. Stehen Sie mir zu Seite, geben Sie mir Recht; Sie werden dadurch

beitragen, seinen Zorn zu vernichten und ihn mir desto eher in Liebe wieder zuzuführen.

Wie könnte ich mit solchem Beistande säumen! Bestimmen Sie ganz über mich.

Aus den Augen der Frau trat ein etwas neckisches Wesen, das sich bisher verborgen zu haben schien, dreister, aber freundlich hervor.

Ich habe, erzählte sie, schon seit längerer Zeit öfter das Zensoramt für meinen Mann wahrgenommen, um ihm Mut zu machen, um ihm zu zeigen, dass er weiter gehen dürfe, als er meinte. Einen Gedanken, den ich heute ausgeführt habe, hatte ich zwar schon häufig, aber teils wies ich ihn aus Furcht vor dem Zorne meines Mannes zurück, teils zeigte sich auch keine passende Gelegenheit zu seiner Ausführung. Heute war diese da und ich habe die Hand gereicht. Es handelt sich um einen Sturz des Kriegsministers. Er ist hart, roh, borniert. In seinem Ministerium gehen die größten Unterschleife vor, ohne dass er sie bemerkt. Dem Lande wird daher durch seine Entfernung eine Wohltat erzeigt.

Wenn ein Besserer an seine Stelle kommt, fiel Morsbach zweifelnd ein.

Die hübsche Frau fuhr fort: Ein Artikel in der heutigen Zeitung ist als das Mittel zu seinem Sturze ausersehen. Ich habe in Abwesenheit meines Mannes das Imprimatur erteilt. In einer Stunde wird die Zeitung ausgegeben.

Und die Folge wird sein?

Die Entfernung des Ministers und meines Mannes.

Beider? Die Partei, die den Minister stürzen will, wird Ihren Mann halten.

Keineswegs. Mein Mann wird der Erste sein, der entlassen wird. Er wird ja als das Werkzeug betrachtet. Ein gebrauchtes Werkzeug, das keine Dienste mehr leisten kann, werfen alle Teile von sich.

Weiberlist! sagte lächelnd Morsbach.

Frauenklugheit! verbesserte die junge Frau.

Ernsthafter fuhr sie fort: Ich fürchte nur Verrat. Jener Polizeibeamte, der in diesem Augenblick bei meinem Manne ist! Ich fürchte, der Plan ist zu früh entdeckt.

Das böse Gewissen!

Zur Besorgnis für meinen Mann! Aber verlassen Sie mich jetzt nicht, Herr von Morsbach. Ich fürchte mich in der Tat und Sie mögen Recht haben, einigen Anteil an meiner Furcht hat wohl das böse Gewissen. Nicht wahr, Sie stehen mir bei?

Ich werde heute dem Satze, dass der Zweck die Mittel heilige, wohl nicht zu scharf ins Auge sehen dürfen.

Sollte der Polizeibeamte nichts gebracht haben, so ist alles gut gegangen, bis auf den Sturm, der dann hier mein stilles Stübchen zur wogenden See machen wird; das wird etwa in zwei Stunden der Fall sein; ich darf doch auch alsbald auf Ihren Beistand rechnen?

Sie dürfen.

Ich bin beruhigt.

Gäbe es doch recht viele solcher Frauen wie Sie in unserm Vaterlande, dann stände es besser um die deutschen Männer!

Keine Komplimente, Herr von Morsbach.

Es nahten sich Schritte.

Die hübsche Frau verfärbte sich.

Mein Mann! sagte sie. Ich zittere; verlassen Sie mich nicht, Herr von Morsbach!

Der kleine Regierungsassessor trat wieder ein.

Er warf einen etwas ängstlich forschenden Blick auf die Frau und den Freund. Sonst war eine Veränderung an ihm nicht zu bemerken.

Das Auge der Frau wandte sich mit dem Ausdruck der Beruhigung auf den Freund.

Du bist lange geblieben! sagte sie zu ihrem Mann.

Die leidigen Geschäfte, du weißt ja!

Leider weiß ich.

Meine Frau hat dir wohl etwas vorgejammert?

Ich jammere niemandem etwas vor.
Du hast die liebenswürdigste Frau von der Welt!
Du machst mich stolz.
Ich hoffe, deine Frau wird dich noch stolzer machen.
Wieso? fragte er mit einem Ausdrucke des Misstrauens.
Die Frau kam einer Antwort Morsbachs rasch zuvor.
Ich habe Herrn Morsbach gebeten, heute Mittag die
Suppe mit uns zu essen. Du wirst mir dankbar sein.
Ich bin sehr erfreut, zumal da in diesem Augenblick Ge-
schäfte mich abrufen. Also zu Mittag!
Er entfernte sich, wie es schien, nicht mit leichtem Her-
zen.
Es geht alles gut, sagte nach seiner Entfernung die Frau.
Es scheint ihn etwas zu drücken.
Die Furcht vor Ihrer Missbilligung seines Zensoramts.
Unser Sieg wird umso leichter sein.
Auch Morsbach verabschiedete sich mit dem Verspre-
chen, zu Mittag wiederzukommen.
Das Herz schien ihm nicht minder schwer zu sein, als es
dem Assessor sein mochte.
Nun zu dem Zweiten! sagte er für sich. Was werde ich
dort finden!
Sein Notizbuch zeigte ihm die Wohnung Blumenhofs in
einer entfernten Straße.
Er stieg in einen ihm begegnenden leeren Fiaker und
fuhr dorthin.
Der Wagen hielt in einer engen, schmutzigen Straße vor
einem schmutzigen, verfallenen Hause.
Morsbach stieg aus. Es schienen keine freundlichen Ge-
fühle zu sein, mit denen er sich in der Straße und nach
dem Hause umsah.
Vor dem Hause hielt schon ein anderer Wagen. Es war
eine elegante Stadtkutsche mit fest verhangenen Fen-
stern. Der Kutscher saß halb schlafend auf dem Bocke
und ein Livreebedienter stand am Schläge des Wagens.

Morsbach ging in das Haus. Er trat in einen dunklen, schmalen Flur, dessen Fußboden die bloße Erde bildete. Eine alte, schmale Treppe mit hohen Stufen, ohne Geländer, baufällig und gefährlich, führte in das obere Stockwerk. Es trug alles das Gepräge der Armut, man wurde gefasst auf Bilder des Elends.

Morsbachs Stirn umwölkte sich. Welche andere Gefühle mochten seine Brust durchziehen, als wie er an dem Mahagonigeländer die Stufen zu der Wohnung Seiffels hinaufschritt.

Auf der untersten Stufe der alten Treppe saßen zwei Kinder, ein paar Mädchen von fünf bis sieben Jahren. Ihre Kleidung war schmutzig und zerrissen. Schmutzig und bleich waren ihre Gesichter.

Das Herz tat Morsbach weh, als er die Kinder ansah. Ein Bild des Elends, des Hungers war schon da.

Wohnt hier Herr Blumenhof? fragte er das älteste der Mädchen.

Ja; aber der Vater ist nicht zu Hause.

Ihr seid Blumenhofs Kinder?

Ja.

Was finde ich! Was werde ich weiter finden!

– Ist eure Mutter zu Hause?

Sie ist in der Stube, drei Treppen hoch.

Drei Treppen hoch!

Er erstieg die morschen Stufen, drei Treppen.

Ein enger Flur nahm ihn oben auf, so eng und schmal, dass er sich kaum umdrehen konnte. Er war unmittelbar unter dem Bodendache. Zwei Scheiben, die eine zerbrochen, warfen durch das Dach ein trübes, zweifelhaftes Licht. Das Licht beleuchtete kahle, schwarze Wände und einen leeren, rissigen Herd. Der enge Flur diente zugleich zur Küche, aber seit wann mochte die Küche nicht zu ihrem Zwecke gedient haben!

Hier soll ich den Freund suchen? sagte Morsbach. Hier den schwärmenden Geist für Deutschlands Einheit, Frei-

heit und Größe? Ist so der Lohn der deutschen Männer? Zuerst jahrelang Kerker, dann lebenslanges Elend! – Kam ich dort zur glücklichen Stunde, hier scheine ich zur rechten Stunde gekommen zu sein.

In dem Flur waren zwei schmale Türen; sie lagen einander gegenüber. Kein Schild, kein anderes Zeichen gab ihm zu erkennen, welche Tür zu der Wohnung des Freundes führe.

Er klopfte an die eine Tür und bekam keine Antwort. Er klopfte an die andere, auch hier wurde ihm nicht geantwortet. Er hatte leise geklopft, vielleicht unwillkürlich, denn der Anblick und die Erwartungen des Elends machen den Menschen still und scheu. Er hörte gleich nachher in der Stube sprechen, und man musste daher sein Klopfen in der Stube nicht gehört haben.

Es war eine weibliche Stimme, deren Töne er vernahm. Dein Mann wird nachgeben, wir werden alles aufbieten, ihn zu bewegen.

Diese Worte hörte er. Die Stimme schien ihm bekannt. Ihr Ton brachte eine eigentümliche Unruhe in seinem Innern hervor.

Eine andere Stimme, offenbar krank und matt, antwortete: Ach, wenn Sie ihn doch bewegen könnten! Aber ich glaube es nicht.

Ich kehre in einer Stunde zurück, entgegnete die Stimme, die zuerst gesprochen hatte.

Morsbach klopfte noch einmal an die Tür, lauter.

Das Gespräch innen stockte.

Die kranke Stimme rief ein schwaches Herein.

Morsbach öffnete die Tür. Er trat in eine enge, niedrige Stube. Decke und Wände waren schwarz und fahl, wie im Flur. Ein schmales Fenster hatte bestaubte und zerbrochene, mit Papier beklebte Scheiben. Ein alter Tisch, drei Stühle und ein Bett bildeten das Meublement.

In dem Bette lag eine bleiche, abgezehrte Frau.

Vor dem Bette stand ein schönes, blühendes, junges Mädchen.

Auch hier der Tod und das frische Leben so nahe beisammen!

Morsbachs erster Blick war auf die kranke Frau gefallen, der zweite fiel auf das Mädchen. Er stutzte, sein Schritt stockte.

Das junge Mädchen starrte ihn an. Sie trat hastig einen Schritt vor, langsamer einen zweiten zurück.

Wen suchen Sie? fragte die kranke Frau, mühsam das Haupt etwas aufrichtend.

Meinen Freund Blumenhof, und da ich hörte, dass er nicht zu Hause sei, seine Gattin.

Ich bin die Frau Blumenhofs. Sie sind sein Freund?

Morsbachs Augen hatten nur fest auf dem jungen Mädchen gehaftet, wie die ihrigen auf ihm. Er schien die kranke Frau vergessen, die Frage nicht gehört zu haben.

Gräfin Josephe! rief er aus.

Herr von Morsbach! – Auch Sie kennen diese arme, leidende Familie? O, Sie werden Ihre Bitten mit den meinen vereinen.

Es wird mich unendlich glücklich machen. Aber lassen Sie mich zuvor Ihnen den freudigsten Dank aussprechen, der mein Herz jemals bewegt hat, den Dank für mein Leben.

Er ergriff ihre Hand, drückte sie zwischen seinen beiden Händen und dann an seine Lippen.

Sie wehrte sich nicht. Nur sagte sie, indem eine hohe Röte, teils der Verwirrung, teils auch wohl einer süßen Freude ihre Wangen übergoss:

Nicht mir diesen Dank, Herr von Morsbach.

Sie verdanken mir nichts. Ich habe nichts für Sie tun können.

Ich weiß es anders. Wie viel haben Sie für mich getan!

Ich war dort auf meinem Rückwege. Ich suchte Sie auf, Sie und die Ihrigen, um Ihnen meinen Dank zu sagen.

Ich fand Sie nicht mehr. Sie hätten plötzlich abreisen müssen, sagte man mir. Mein Herz wurde anfangs sehr traurig, aber es fand bald einen Ersatz. Ich ließ mir von den Leuten, die ich traf, alles erzählen, alles zeigen, die Stelle, wo Sie befohlen hatten, mich in Ihr Zimmer zu tragen, den Ort, wo ich in Ihrem Bette zum neuen Leben erwacht, wo das erste, was ich in dem neuen Leben gehört hatte, Ihr Name, der Name Josephe, das erste, was ich gesehen, Ihr Bild, Sie, Sie selbst gewesen waren. Ich ließ mir Ihre Lieblingsstellen zeigen. Ich war dort. Dort und in Ihrem Zimmer habe ich einen ganzen Tag zugebracht, allein, aber allein in einem stillen, seligen Glücke.

Wir vergessen die arme Kranke, Herr von Morsbach.

Und in meinem Glücke träumte ich schöne, kühne Pläne, Gräfin Josephe!

Herr von Morsbach, die Kranke! Ich muss für sie sorgen, für sie und ihre hungernden Kinder.

Sie sind auch hier der Engel geworden. Sie haben Recht, dass Sie mich daran erinnern, was mich hierher geführt hat. Wir sehen uns ja wieder, Gräfin.

Er drückte noch einmal ihre Hand. Sie entzog sie ihm, aber indem sie sie aus der seinigen zog, mochte er einen Gegendruck fühlen, denn sein Auge flammte plötzlich auf und seinen ganzen Körper schien es zu durchbeben. Auch der Gräfin Wangen erröteten plötzlich höher und die Hand schien leise zu zittern.

Er wandte sich zu der Kranken im Bett.

Meinen armen Freund scheint ein hartes Schicksal verfolgt zu haben, sagte er.

Wir haben viel leiden müssen, antwortete die Frau.

Warum wandte er sich niemals an mich? Hat Blumenhof nie meinen Namen genannt?

Allerdings hat er das. Aber wenn Sie sein Freund sind, so müssen Sie wissen, dass er immer etwas hochmütig war. So durfte ich mich auch nie an die gnädige Gräfin wen-

den; ich glaube, er hätte mich und die Kinder eher verhungern lassen.

Daran erkenne ich ihn. Er also hat ein besseres Schicksal verdient. Er soll es finden. Sie sollen nicht mehr hungern, arme Leidende.

Ich bin jetzt außer Sorgen, die gnädige Gräfin ist ein Engel.

Auch Ihnen war sie ein Engel! Ihr Leben wird neu erblühen, wie das meinige, seitdem ihr Auge auf Ihnen geruht hat.

Die gnädige Gräfin war immer ein Engel, schon als kleines Kind.

Die gute Frau Blumenhof, setzte die Gräfin hinzu, war auf dem Gute meines Vaters meine ältere Gespielin.

Ich diente dort, Herr von Morsbach, und weil ich flink war und Kinder lieb hatte, so musste ich mit der kleinen Gräfin spielen. Ach, das waren schöne Tage. Nachher musste ich in die Stadt zurück zu meinem Vater, und seitdem habe ich nur noch wenige glückliche Stunden gehabt.

Sie haben schwer gelitten?

Doch eine schöne Zeit hatte ich noch, als ich Blumenhof kennen lernte. Er saß in der Stadt gefangen. Ich war die Tochter des Gefangenenwärters. Er war so unglücklich und ich hatte ihn darum so lieb, er war mir wieder gut; das war eine schöne Zeit. Als er frei wurde, heirateten wir uns, und von der Zeit an haben wir nichts als Unglück gehabt. Meinem armen Manne missglückte alles. Ich wurde krank. Seit Jahren bin ich von diesem Bette fast nicht aufgestanden. Meine armen Kinder – ach, wie oft haben sie mit mir hungern müssen.

Man hörte jemanden die Treppe heraufkommen.

Dort kommt mein Mann, sagte die Frau, ich kenne seinen Gang. Sagen Sie nicht, dass ich Ihnen von unserem Elend erzählt habe; es zerschneidet ihm so das Herz,

er hört nicht gern davon sprechen. Wie wird er sich freuen, Sie zu sehen.

Die Tür ging auf. Ein langer, hagerer Mann trat ein. Seine Kleidung war ärmlich, abgeschabt, die Gestalt gekrümmt, das Gesicht bleich und tief gefurcht, die Augen fast hohler als die der kranken Frau; das struppige Haar war schon beinahe grau.

Er blieb überrascht am Eingange der Stube stehen.

Gräfin von Münsterberg und dein Freund, der Herr von Morsbach! sagte die Frau mit einer etwas unterwürfigen Freundlichkeit.

Der Mann verbeugte sich gegen die Gräfin, dann richtete er einen unverhohlenen scheuen Blick auf Morsbach.

Jenes Gefühl der ängstlichen Prüfung bei dem Wiedersehen von Jugendfreunden schien in diesem Augenblicke keinen Platz in der Brust Morsbachs zu haben. Er fiel leidenschaftlich dem Freunde in die Arme.

Blumenhof, rief er, armer, armer Blumenhof! Wie finde ich dich wieder!

Du erinnerst dich meiner also noch?

Auch das? Auch eine solche Frage? Wie schwer musst du gelitten haben, um diese Frage an mich richten zu können, an mich, an deinen treuesten Freund!

Vergib mir, ich habe wirklich viel gelitten, sehr viel, und dann ist es ja auch eine Zeit des allgemeinen Verrats, der allgemeinen Nichtswürdigkeit.

Nicht diese Menschenfeindlichkeit. Ich hoffe –

O, mein Freund, in diesem Gedanken an die gründliche Schlechtigkeit der Menschen liegt für mich ein großer Trost. Er macht mich glücklich.

So spricht er immer! klagte die Frau.

Ich hoffe, Blumenhof, mit einer freundlicheren Wendung deines Schicksals werden auch deine Gedanken wieder eine menschenfreundlichere Richtung bekommen.

Was mein Schicksal betrifft, so hat das heute schon eine bessere Wendung erhalten. Ich habe soeben eine bessere Anstellung bekommen, mit vierhundert Talern Gehalt vorläufig. Ich bin jetzt ein geborgener, ein gemachter Mann. Ich! – Endlich!

Er sprach die Worte halb gerührt, halb höhnisch.

Die Frau richtete sich höher auf.

Ist es wahr, Mann? rief sie. Eine Anstellung?

Und mit vierhundert Talern? Was bist du denn geworden?

Ja, Frau, einen Titel kann ich dir leider nicht geben. Das wird ja aber schon nachkommen.

Er sprach mit Bitterkeit.

Blumenhof, sagte Morsbach mit einer fast schmerzlichen Teilnahme, ich glaube, es ist noch nicht alles mit dir, wie es sein sollte, ich hoffe, du wirst Vertrauen zu mir haben. Haben Sie Vertrauen zu dem Herrn von Morsbach! bat die Gräfin Josephe den finsterner gewordenen Mann mit einer so rührenden Stimme, dass man hätte meinen sollen, auch der finsterste Unmut hätte ihr weichen müssen. Ich kenne Morsbach, gnädigste Gräfin, und könnte ihm insoweit vollkommen vertrauen, aber jedes Vertrauen muss ein gegenseitiges sein, und wenn ich mich ihm anvertraut habe, wird er mir nicht mehr vertrauen wollen.

Ich verstehe Sie nicht.

Morsbach wird mich schon verstehen. Ich kenne ihn, wie gesagt, und er kennt die Welt nicht.

Ich muss gehen, sagte die Gräfin, verlassen Sie Ihren Freund nicht, Herr von Morsbach, er bedarf Ihrer sehr.

Sie ging zu der Kranken. Lebe wohl, liebe Gertrud. Ich komme wieder. Der Herr im Himmel wird dir ferner beistehen.

Sie, Herr Blumenhof, wandte sie sich zuletzt an diesen, vertrauen Sie auf Gott und auf Ihre Freunde. Der einzelne Mensch für sich allein ist ja nichts und kann ja nichts.

Morsbach begleitete sie an ihren Wagen.
Ich darf Sie wiedersehen? fragte er.
Die Frau von Rosen und der Pater werden sich mit mir auf Sie freuen. Wir haben einander vieles zu sagen.
Wie glücklich machen Sie mich!
Er hob sie in den Wagen. Noch einmal drückten sich ihre Hände, während die Augen sich begegneten und aufeinander hafteten, als wenn jedes sich selbst in dem anderen wiedersuchen wollte.
Wir wohnen in dem Gasthofs zum englischen Hofe! sagte sie beim Abfahren des Wagens.
Es war derselbe Gasthof, in dem er mit Oswald abgestiegen war.
Er kehrte langsam auf den baufälligen Treppen zurück.
Der Freund kam ihm oben entgegen. Er führte ihn in ein Stübchen, das demjenigen gegenüberlag, in dem er vorhin gewesen war. Es war nicht größer als dieses, das Fenster darin war ebenso niedrig, dunkel, mit Papier verklebt; die Wände waren ebenso kahl und schwarz. Aber an Möbeln enthielt es mehr. Es hatte drei Betten, ein größeres und zwei kleinere für die beiden Kinder; es hatte einen Schreibtisch, einen alten Sekretär und ein paar zusammengefügte Bretter, auf denen einige Bücher standen.
Es ist meine Studier- und Arbeitsstube, sagte Blumenhof mit einem traurigen Lächeln.
Deine Lage wird jetzt eine bessere werden.
Und meine Schlafstube, fuhr jener fort, ohne auf Morsbachs Worte zu hören, und die Schlafstube meiner Kinder. Sie dürfen drüben bei der kranken Frau nicht schlafen, sie sind zu unruhig.
Armer Blumenhof!
Und ferner ist es mein Ankleidezimmer. Ich selbst kleide die Kinder hier an, wenn man die Lumpen, die sie tragen, Kleider nennen darf. Weiter ist es mein Empfangs-

zimmer. Kurz, es ist für uns alles, nur nicht die Krankenstube meiner Frau.

Unglücklicher, wie bist du in diese entsetzliche Lage geraten?

Ich bin mit meinem deutschen Vaterland Hand in Hand gegangen. So wie es sank, so sank auch ich, oder willst du es anders, so kann ich auch sagen: wie es stieg, so stieg auch mein Elend.

Sprich ernsthaft. Teile mir die Geschichte deiner Leiden mit.

Sprich nicht dergleichen Unsinn der Trivialität. Wozu eine solche Mitteilung? Um dich zu amüsieren? Das verlangst du selber nicht. Um dich zu betrüben oder zu erbittern? Wozu dies wieder?

Freunde teilen ja so gern miteinander Freuden wie Leiden.

Der Mensch sucht sonderbare Formen seines Amüsements. Indes es sei. Also die Geschichte meiner Leiden! Ich saß manches Jahr in der Haft, weil ich den wahnsinnigen Gedanken gehabt hatte, mein Vaterland von Tyrannenketten befreien zu wollen. Das Leiden war so groß eben nicht, es war meine beste Zeit; ich heiratete die Tochter meines Gefangenenwärters. Das war schon ein schlimmeres Leiden, aber ein verdientes, denn ich war dabei ein Betrüger.

Du ein Betrüger?

Gegen mich selbst. Gott sei Dank, gegen andere Leute bin ich immer ein ehrlicher Kerl gewesen. Ich hielt etwas Dankbarkeit für Liebe, ohne daran zu denken, dass zur Liebe auch gegenseitiges Verstehen des Geistes und des Herzens gehört. Es kam, was kommen musste. Wenn bei einem Ehepaare die Bildung des einen unter der des anderen steht, so reicht das Leben beider nicht höher als das des am untersten Stehenden. Der andere muss mit hinunter. Bist du verheiratet, Morsbach?

Nein!

So merke dir das wohl. – Aber weiter! Als ich meiner Haft entlassen wurde, nahmen meine Leiden zu; mein Elend fing bald an. Ich hatte mich pädagogischen Studien gewidmet. Ich glaube, ich hatte etwas Tüchtiges gelernt, wenigstens versicherten es mich Lehrer und Mitlernende. Aber was half es? Ich hatte das Vaterland befreien wollen, ich war Demagoge geworden, ich konnte nur Verführer der Jugend werden! Wie konnte man mir den Unterricht der Jugend anvertrauen? Alle meine Bewerbungen wurden mit Hohn, mit Verwunderung über meine Frechheit zurückgewiesen. Ich schriftstellerte, aber was ich Gutes schrieb, durfte niemand verlegen und das Schlechte wollte niemand verlegen. Unterdes lernte ich mit der Zeit das Hungern und, da meine Frau krank geworden war, das Ankleiden der Kinder, und um beides aushalten zu können, besorgte ich die Korrekturen in einer Druckerei. – Da hast du meine Geschichte. Und niemals wandtest du dich an deine Freunde? Seiffel war Zensor geworden!

Aber ich!

Ich vertraute auch keinem mehr. Und habe ich nicht Recht? Was seid ihr denn alle, mich selbst mit eingeschlossen? – Deutsche! das ganze deutsche Volk ist eben nichts mehr wert!

Blumenhof, sprich nicht so, damit ich nicht meine gute Meinung von deiner geistigen Kraft verliere. Nur schwache Menschen können sich von dem Unglücke zur Ungerechtigkeit verleiten lassen.

Es gibt einige Menschen, die sonderbare Vorstellungen – denn zu Begriffen bringen sie es nicht – von der menschlichen Kraft und also auch von der menschlichen Schwäche haben. Sie sehen in allem eine höhere göttliche Anordnung, der man sich fügen müsse und einem Schufte sich unterwerfen, den Stachel, den ein Lump uns in das Fleisch gedrückt hat, immer tiefer hineinpressen, das nennen sie Kraft.

Wir wollen heute nicht weiter über diesen Gegenstand sprechen. Deine Lage hat sich, wie du sagst, gebessert, sie wird dich auch mit manchem, was du jetzt noch meinst hassen und verraten zu müssen, wieder aussöhnen.

Auch das ist eine eigentümliche Seite von euch Menschen, die ihr euch für die exklusiv starken haltet, dass ihr des Menschen ganzes Meinen und Überzeugen, Lieben und Hassen auf physische Ursachen reduzieren wollt. Der Hunger soll meinen Zorn, meinen Hass, meine Verachtung bestimmen! Nun ich wieder einige lumpige Taler habe, um mit Weib und Kindern nicht verhungern zu müssen, nun soll ich wieder anfangen, vor dem deutschen Volke Respekt zu bekommen! Nein, ich sage dir im Gegenteile, und so wisse es denn, wenn es dir auch wehe tut, die lumpigen Taler, die ich jetzt erhalte, werden meinen Hass gegen dieses deutsche Volk gerade nähren, denn dazu habe ich sie genommen.

Du sprichst irre, Freund!

Ich habe mich verkauft für das Lumpengeld, verkauft an die Regierung, der ich nun für ihre Organe Artikel schreibe, die dem Volke beweisen sollen, dass es zum Gehorsam geboren, zur Sklaverei da ist, dass nur der Landesvater in seiner unendlichen Güte und Weisheit zu beurteilen vermag, was dem Untertanen fromme, dass nur er das Glück und Wohl des Vaterlandes bestimmen kann, dass Freiheit ohne solches Glück und Wohl Unsinn ist, dass solches Glück, Wohl und Freiheit eines Volkes identisch sind und dass es daher ein Verbrechen ist, gegen die Anordnungen der überdies von Gott eingesetzten Obrigkeit auch nur in Gedanken sich auflehnen zu wollen.

Redest du im Ernst, du, der du mit mir schwärmtest für die Selbständigkeit, für die Freiheit des deutschen Volkes, der mit mir Pläne machte, die Sklavenketten dieses armen Volkes zu zerbrechen, der für sein schönes Freiheitsstreben Jahre lang mit dem Kerker gebüßt hat?

Mit dir und mit deinem Freunde, dem Zensor. Ja! ich rede im Ernste und habe eben im Ernste geredet, was willst du denn von diesem Volke noch? Eben im vollen Ernste geredet, ich habe Jahre lang dieses Volk beobachtet, ich habe seine Geschichte studiert, und das Resultat meiner Beobachtungen und meiner Studien ist: dieses deutsche Volk ist eben nur noch zur Sklaverei da! Die Geschichte seiner Größe liegt weit hinter ihm. Es ist längst am Fallen und Sinken und da nenne mir ein einziges Volk in der Geschichte, das in seinem Fallen noch hätte die Freiheit festhalten können. Es kann nicht einmal danach greifen, wie der Ertrinkende etwa nach dem Strohhalme greift. Es denkt nicht einmal daran, danach zu greifen, denn ein Volk, das fällt, denkt eben an gar nichts mehr; es fällt nur, bis es unten im Abgrunde angelangt ist. Geht es doch auch dem einzelnen Menschen so.

Das ist heute ein schrecklicher Tag für mich. Ich war hergekommen, mit meinen zwei ältesten, mit meinen vertrautesten Freunden über die Not des Vaterlandes zu sprechen, sie zu gewinnen –

Ha, ha, und du findest den einen als Zensor wieder, der sich amtlich entsetzen muss, wenn er das Wort: Not des Vaterlandes nur hört, und den andern gar als tätigen Mitarbeiter in der großen Schmiede, in der an den Ketten dieses deutschen Volkes gearbeitet wird. Also gewinnen wolltest du uns? Wofür denn?

Spotte nicht, nur das nicht. Ja, ich wollte euch gewinnen für die heilige Sache des Volkes. Noch leben deutsche Männer; sie wirken im Stillen, sie arbeiten und bereiten vor, damit, wenn der geeignete Zeitpunkt erscheint, das Volk nicht unvorbereitet, nicht verlassen dastehe, damit es sofort Führer habe, um die es sich scharen könne.

Und dazu wolltest du auch uns gewinnen, den Zensor und den Mitarbeiter im geheimen Büro des Polizeiministers? – Allerliebste! Wer möchte sich da des Spottes ent-

halten können! Aber dennoch wieder im Ernst gesprochen, was glaubt ihr denn, du und deine Freunde, mit solchen Plänen jetzt noch ausrichten zu können? Glaubt ihr, es werde euch gelingen, den raschen Todeslauf, den furchtbaren, alles mit sich fort zum Abgrunde hin niederreisenden Fall des deutschen Volkes aufzuhalten? Auf eine Erhebung des deutschen Volkes wartet ihr, rechnet ihr noch? O, ihr törichten, blinden Menschen! Die Juden warten mit weit mehr Recht auf den Messias. Wo findest du noch Kraft und Leben in Deutschland? Sieh um dich! Liegt denn nicht alles, das ganze Volk im Schlafe des Todes? Und ihr, ihr paar Menschen, die ihr euch für die Männer der Rettung haltet, ihr liegt in demselben Schlafe, ihr habt nur etwas Traum vor den Übrigen voraus.

Welch furchtbarer Nihilismus! Fühlst du nicht, dass er den Mann entwürdigt?

Das ist eine von euren banalen Redensarten. Wo nichts ist, vermag ich mit meinem nüchternen Auge nichts zu sehen. Ich gebe mir auch keine Mühe, in dem Nichts etwas zu sehen. Ich überlasse das den Toren, den Wahwitzigen und allenfalls den Betrunkenen.

Lebe wohl, Blumenhof.

Lebe wohl, Morsbach.

Behandle deine arme Frau mit Liebe.

Mit Güte wenigstens.

Wer zweifelt, dass es sehr schmerzliche Gefühle waren, mit denen Morsbach von dem Freunde sich entfernte! Doch er nahte sich dem Gasthofe, in welchem jener Engel sich befand, der an seinem Wiedererwachen zum Leben gestanden hatte.

Ein großer Auflauf von Menschen in der Nähe des Gasthauses störte ihn in seinen Betrachtungen.

Das Haus lag an einem freien Platze. Der ganze Platz war mit Menschen angefüllt. Männer, Frauen und Kinder standen in einem großen, dichten Haufen zusammen.

Die meisten gehörten den unteren Volksklassen an, man sah aber auch nicht wenige wohlgekleidete Personen. Alle hatten die Augen nach dem Gasthofe hin gerichtet. In den Augen aller zeigte sich Erwartung, Spannung. Bei vielen war diese mit Fröhlichkeit gemischt. Der Haufe stand im Ganzen ruhig, nur in der Nähe der Tür des Gasthofs schien Bewegung zu herrschen, die manchmal zunahm, dann plötzlich aufhörte, dann wieder wuchs. Von dort aus ertönte auch zuweilen ein lauter Schrei vieler Stimmen, der in den Zurückstehenden einen Nachhall fand und so durch den ganzen Haufen sich verbreitete. Es waren Töne der Fröhlichkeit, zuweilen aber auch des Spottes oder der Überraschung.

Morsbach suchte vergeblich den Haufen zu durchdringen, um nach dem Gasthofe zu gelangen. Er musste sich zurückziehen.

Ein anständig aussehender Herr gesellte sich zu ihm.

Was ist die Veranlassung dieses Aufstands? fragte ihn Morsbach.

Wissen Sie nicht? erwiderte ihm dieser redselig, die Gräfin mit dem Totenkopfe!

Glaubt das Volk daran?

Woran glaubt das Volk nicht? Es ist sogar überzeugt, dass sie hier logiere. Das Gerücht, dass sie in der Residenz sei, hatte sich schon seit ein paar Tagen verbreitet. Bald sollte sie sich in diesem, bald in jenem Gasthofe aufhalten. Auf einmal, seit einer Stunde, rottet sich alles hier zusammen. Es soll in diesem Gasthofe eine fremde Dame eingekehrt sein, die zurückgezogen lebt, sich fast gar nicht oder nur in tiefen Schleiern sehen lässt. Gerücht, Glaube, Gewissheit und Überzeugung waren nun natürlich sehr bald fertig. Alle Beteuerungen des Gastwirts, dass bei ihm niemals ein Totenkopf logiert habe, helfen nichts, alle Versicherung der Polizei, dass sie reisende Totenköpfe in der Residenz nicht dulden werde, sind vergeblich.

Was wollen die Leute dann?

Was will die Neugierde des Volks? Sie will eben neugierig sein. Aber freilich, hier will man zugleich noch etwas anderes; man will heiraten. Die Gräfin mit dem Totenkopfe sucht einen Mann, heißt es, quand même einen Mann. Es ist ein Wagestück, sich dazu anzubieten; man heiratet zwar eine Rente von hunderttausend Piastern, aber man heiratet auch den Totenkopf mit Leichengeruch und Zutaten. Indes die Gefahr lockt ja die Mutigen an, und so können sie dort an der Tür auch manchen mutigen Jüngling aus dem Volke sehen, der sich in die Gefahr stürzt. Er hat sich Gesicht und Hände rein gewaschen, er hat einen ganzen Rock und ein paar heile Stiefel angezogen und nun wagt er es mutig, der Besitzerin von Millionen die rein gewaschene Hand anzubieten.

Sie belieben zu scherzen, mein Herr!

Nichts weniger, mein Herr! Jedesmal, wenn Sie dort in der Tür das Jauchzen der Menge sich erheben hören, hat solch ein mutiger Jüngling sich ein Herz gefasst, er ersteigt die Treppe und dringt durch die Tür in den Gasthof, in den Schlund des Reichtums und des Entsetzens. Ja, ja, es ist noch viel Mut in dem deutschen Volke.

Ich begreife das alles nicht. Die Täuschung der Leute muss doch bald offenbar werden, indem nur einer zurückkehrt –

Es kehrt keiner zurück durch seine Pforte.

Morsbach lachte. Das wäre ja beinahe, als wenn zu dieser Gräfin mit dem Totenkopfe die Pforte des Todes führte. So schlimm ist es freilich nicht. Vor der Hand empfängt die Mutigen nur eine tüchtige Tracht Prügel.

Prügel!?

Oder Stockschläge, wenn Ihnen der amtliche Ausdruck lieber ist.

Ich bitte, erklären Sie mir Ihre Worte.

Ei, wir haben hier von der preußischen Polizei gelernt. Die Polizei gab sich beim Entstehen des Zusammenlaufs

dieser Leute viel Mühe, sie durch Belehrung zum Nachhausegehen zu vermögen. Es half nicht, wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen zu sagen. Nach einem weisen Sprichworte muss nun, wer nicht hören will, fühlen. An dem Gasthofe entstand wüstes Toben und Schreien. Der Gastwirt hatte die Tür verschlossen. Die Menge wollte sie sprengen. Ein Kampf zwischen Polizei und Volk hätte zu reden gegeben; überdies muss man in unsrer ruhigen Zeit den Teufel nicht an die Wand malen, zumal um einer schwarzen Gräfin willen nicht. Die Ruhe war einfacher aufrecht zu erhalten. Die Polizei begab sich in den Hof des Gasthofs und konstituierte sich dort zu einem Exekutionstribunal, verzeihen Sie mir diesen Ausdruck. Nun wurde dem Gastwirt gestattet, seine Tür zu öffnen und einzulassen, wer eingelassen sein wollte, nur nicht zu viele auf einmal. Die Mutigen werden auf den Hof geführt und empfangen dort auf der Stelle den Lohn ihres Mutes in fünfzehn Stockstreicheln, die jedem von ihnen von der hohen Polizei zugesprochen und von dem Profoss sofort zugeteilt werden.

Welche Zustände!

Deutsche, deutsche Zustände, mein verehrter Herr! Verdient denn dieses Volk etwas anderes? So wie man's treibt, so geht's, und wie einer sich gibt, so wird er genommen. – Aber alle Wetter, was ist denn das?

Der Gasthof hatte neben der gewöhnlichen Eingangstür ein großes, verschlossenes Einfahrtstor. Dieses wurde jetzt plötzlich geöffnet und fast gleichzeitig fuhr aus demselben im raschen Trabe ein bepackter, wohlverschlossener Reisewagen. Die Menge des Volkes drängte sich dahin, aber zu spät. Der Wagen flog fort, ohne dass er mehr erreicht werden konnte. Es tönte nur noch das immer allgemeiner und lauter werdende Geschrei hinter ihm her: Die schwarze Gräfin! Die Gräfin mit dem Totenkopfe! Da fährt sie hin!

Morsbach sah sich von seinem Begleiter verlassen. Er wollte in den Gasthof zurückkehren, als er plötzlich von einer anderen Person angehalten wurde. Es war der Kammerherr von Trotha.

Der kleine Mann lachte aus vollem Halse.

Allerliebste, Herr von Morsbach! Nicht wahr, superb! Das ist heute ein Tag der Abenteuer für unsre Residenz! Haben Sie gesehen, Herr von Morsbach? Es war zum Totlachen.

Ich habe nur einen Reisewagen wegfahren sehen.

Sie müssen einräumen, unsre Polizei weiß sich zu helfen.

Exquisite Polizei!

Mit der erniedrigenden Strafe der Stockprügel scheint sie wenigstens bei der Hand zu sein.

Was wollen Sie? Das hat sie von Ihnen, von Preußen gelernt. Aber das meine ich nicht; das wäre am Ende doch zu langweilig geworden. Sie machte noch kürzeren Prozess, sie verfuhr radikal; sie rottete das Übel im eigentlichen Sinne des Worts mit der Wurzel aus und packt mir nichts, dir nichts die schwarze Gräfin nebst Sack und Pack in den Reisewagen und spedierte sie zum Tore hinaus.

Die schwarze Gräfin?

Oder die das Volk dafür hält, das bleibt sich gleich. Es soll die junge Gräfin Münsterberg mit ihrer Begleitung sein. Apropos, auch eine reiche Erbin, um die es sich schon der Mühe lohnt –

Die Gräfin Münsterberg war in jenem Wagen?

Mit Sack und Pack, wie ich Ihnen sagte. Die Polizei hat kurzen Prozess mit ihr gemacht und ihr die Tore der Residenz gewiesen.

Aber mit welchem Rechte, Herr von Trotha?

Die Gräfin Münsterberg ist doch, soviel ich weiß, eine Angehörige dieses Staats? Sie hat hier ihre Besitzungen.

Sie gehört sogar zu dem ersten Adel des Landes. Jedoch, warum wird sie für die Gräfin mit dem Totenkopfe gehalten?

Ist das ihre Schuld?

Aber wie sollte die Polizei sich anders helfen?

Mag sie selbst zusehen. – Niemals wenigstens durch eine Rechtsverletzung.

Ach, Herr von Morsbach, wie kann die Polizei, wie kann die Regierung einem Untertan gegenüber eine Rechtsverletzung begehen?

Wohin ist die Gräfin gefahren?

Wahrscheinlich nach einem ihrer Güter. – Aber lassen wir das. Ich habe Ihnen eine höchst interessante Neuigkeit zu erzählen. Denken Sie sich, der Justizminister von Sternfels hat alle seine Feinde überlistet, ihre ganze Intrige zu Schanden gemacht.

So? erwiderte Morsbach in jenem Tone, der anzeigt, dass man nur halb gehört hat.

Der Herr von Trotha ließ sich durch den Ton nicht irremachen.

Es muss eine köstliche Szene gewesen sein, fuhr er fort. Ich hätte dabei sein mögen. Hören Sie. Heute war Vortrag sämtlicher Minister bei Seiner Hoheit. Als alle Excellenzen versammelt waren, nimmt auf einmal Herr von Sternfels das Wort und erklärt dem Fürsten – Sie werden erstaunen über die – die ich weiß, dass Sie mich nicht verraten, Herr von Morsbach, über die Frechheit des Mannes. Hoheit, tritt er vor den Fürsten, Sie wollten die Gnade haben, meinem Schwiegersohne die Direktorenstelle in der Residenz zu verleihen. Ich habe gestern erfahren, dass er leichtsinnig ist und fremde Gelder angegriffen haben soll; ich habe sofort eine Amtssuspension und die Einleitung der Untersuchung gegen ihn angeordnet. Ist er schuldig, so wird er nach der Strenge der Gesetze bestraft werden. Auf keinen Fall darf er jenen Posten erhalten. Gestatten Euer Hoheit, dass ich dazu

einen verdienten Beamten, den Appellationsrat Habedank, vorschlage. Euer Hoheit bitte ich, mir gnädig zu bleiben. – Sehen Sie, Herr von Morsbach, dabei sind dem guten Manne ein paar Tränen in die Augen getreten, er hat beinahe geschwankt, so sehr hatte der Schmerz ihn überwältigt und – und die Folgen werden Sie sich ja selbst sagen können.

Sie trauen mir viel Scharfsinn zu, Herr von Trotha.

Nun, Seine Hoheit sind natürlich gerührt worden und haben den alten treuen Diener umarmt und Seine Exzellenz bleibt im Amte und für den Herrn Schwiegersohn wird sich schon, da natürlich die Untersuchung kein Resultat liefern wird, eine andere Karriere finden. Ich bedaure nur eins, dass ich bei der Szene nicht zugegen sein konnte. Es gibt keinen köstlicheren Genuss als die überlistete List zu sehen.

Ich hätte nicht geglaubt, Herr von Trotha, dass Sie so boshaft sein können.

Sie sind sehr gütig, Herr von Morsbach.

Der kleine Kammerherr schien sich im Ernste geschmeichelt zu fühlen, dass er für boshaft gehalten wurde. –

Die Volksmenge vor dem Gasthofe hatte sich verlaufen. Es war auf dem Platze und auf den Straßen umher ruhig geworden. Nur die Wagen und Karossen fuhren wieder vorbei wie zu gewöhnlichen Zeiten und die Fußgänger gingen wie immer ihren Geschäften, ihrem Vergnügen oder sonst ihren Bestimmungen nach. Doch schien bald wieder etwas Ungewöhnliches die Aufmerksamkeit zuerst einzelner, nach und nach aber allgemeiner zu fesseln.

Man sah einzelne Personen auf der Straße stehen bleiben und in einem Papiere, dem Anscheine nach einem Zeitungsblatte, angelegentlich lesen. Zu den einzelnen Lesern gesellten sich bald andere, die ebenso angelegentlich mitlasen. Es bildeten sich Gruppen. Und diese Gruppen vermehrten sich, man drängte sich daran; jeder wollte wissen, was es gab, jeder wollte lesen. Wer gelesen hatte,

verwunderte sich. So sah man überall Neugierige und Verwunderung, aber alles war dabei still, fast ängstlich. Weder die Neugierde wagte sich laut zu machen, noch die Verwunderung. Wer gelesen und sich verwundert hatte, der sah sich schon um, als ob er fürchtete, ein Unberufener möchte es bemerkt haben; aber er entfernte sich auch wohl rasch, indem er seinem Gesichte einen Ausdruck zu geben suchte, als ob nichts vorgefallen sei. Nur einzelne Wenige schienen, nachdem sie die erste Verwunderung hinter sich hatten, in Eifer und Zorn zu geraten. Man sah sie mit den Händen und Füßen gesticulieren und trotzig Gesichter machen; sie sahen ganz aus, als wenn sie riefen: Das ist schändlich, niederträchtig; wie kann in unserem zivilisierten Staate so etwas geduldet werden.

Der Herr von Trotha bemerkte die ungewöhnliche Bewegung alsbald.

Was mag denn das wieder sein? sagte er, es ist jedenfalls etwas Außerordentliches. Man scheint die heutige Zeitung zu lesen, aber was sollte sie enthalten können! Sie müssen wissen, Herr von Morsbach, in dem Hause dort, aus dem die Leute kommen, wird die hiesige Zeitung ausgegeben.

Er sprach einen Vorübergehenden an: Was gibt es dort, mein Herr?

Ich weiß es selbst nicht, antwortete ihm dieser verlegen. Ich glaube, die heutige Zeitung –

Er entfernte sich, ohne seinen Satz zu vollenden.

Der Kammerherr fragte einen zweiten: Mein Herr, enthält die heutige Zeitung etwas Neues?

Wahrscheinlich! war die Antwort des sich gleichfalls schnell Entfernenden.

Neugierde und Ungeduld des Kammerherrn wuchsen.

Ein Schusterjunge mit dem Zeitungsblatte in der Hand kam wie triumphierend angesprungen.

Gibt es etwas Neues in der Zeitung, mein Sohn?

Für volle vierzehn Tage! rief der frohe Bursch vorbeispringend.

Zwei Leutnants kamen mit sehr zornigen Gesichtern. Der Kammerherr erkannte sie.

Ach, meine Herren, Sie werden mir Auskunft geben können –

Es ist schändlich, Herr von Trotha, niederträchtig. Man hat so etwas in unserem Staate noch nicht erlebt. Es erinnert an die Zeiten der größten Pressefreiheit in England und Frankreich.

Aber was ist es denn, meine Herrn?

Es ist entsetzlich. Was wird das Offizierscorps dazu sagen?

Die beiden Leutnants entfernten sich eilig, ohne die weitere Frage des Kammerherrn abzuwarten.

Ach, lieber Herr von Morsbach, sagte der Kammerherr mit fast kläglicher Stimme, wir müssen selbst zu der Zeitungsexpedition gehen, Sie müssen schon die Güte haben, mich zu begleiten.

Zwei Polizeidiener kamen in eiligem Laufe herbeigerannt. Einige Gendarmen folgten in würdigerem, gemessenerem Schritt.

Sie stürzten sich in die lesenden, neugierigen, sich verwundernden Gruppen.

Was ist das hier für ein Zusammenlauf! Welcher Skandal! Fort, auseinander, nach Hause!

Wer ein Zeitungsblatt in der Hand trug und es nicht schleunig genug verborgen hatte, dem wurde es fortgerissen.

Wer erlaubt euch hier verbotene Schriften zu lesen? Wisst ihr nicht, dass das verboten ist!

Die Leute flogen auseinander; sie gingen ruhig weiter ihres Weges. Nur einige Schusterburschen und Schneiderjungen, nachdem sie auf zehn bis zwanzig Schritte sich entfernt hatten, hielten triumphierend die geretteten Zeitungsblätter in die Höhe und riefen höhrend den

Gendarmen zu: Hier, Herr Schandarm, ist noch ein Stückchen von der verbotenen Ware. Für zwei Groschen können Sie es haben. Sie dürfen es sich nur holen.

Die flinken Polizeidiener liefen hinter den Buben her, aber die Buben hatten sich mit Recht darauf verlassen, dass sie noch flinker waren.

Die Gendarmen besetzten den Eingang zu der Zeitungsexpedition.

Also auch dieser Weg abgeschnitten! rief der Kammerherr in halber Verzweiflung.

Ein Polizeikommissarius schritt gravitatisch herbei. An diesen wandte er sich.

Ich bitte Sie, Herr Kommissarius, was gibt es hier?

Herr Kammerherr, es ist niederträchtig, erwiderte entrüstet der Beamte. Hochverrat gibt es hier, baren Hochverrat!

Hochverrat, lieber Herr? Ich bin entsetzt!

Ach, Herr Kammerherr, das gibt eine schlechte Zeit, wenn das Volk öffentlich so darf aufgewiegelt werden. Wenn das gegen Seine Hoheit selbst geschieht, wo soll dann der Respekt gegen die Obrigkeit bleiben? Wie kann dann die Polizei noch ihre Schuldigkeit tun?

Aber was gibt es denn? Was ist es nur?

Sie haben es noch nicht gelesen, Herr Kammerherr?

Nein, nein. Wie würde ich Sie sonst fragen?

Freuen Sie sich, Herr Kammerherr, dass Sie es nicht haben zu lesen brauchen.

Er ging.

Die Verzweiflung des Kammerherrn nahm zu.

Morsbach schien unruhig zu werden. Kopfschüttelnd sprach er bei sich: Wenn die hübsche Frau nur nicht des Guten zu viel getan und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat!

Der Kammerherr nahte sich verstohlen einem Straßebuben.

Ich gebe dir einen halben Gulden für dein Zeitungsblatt.

Einen ganzen, Herr! sagte der Junge schelmisch, halb trotzig, halb bittend.

Auch das; gib her!

Er bekam für den Gulden das Blatt.

Triumphierend kehrte er zu Morsbach zurück.

Lassen Sie uns rasch lesen, bevor die Polizeimänner widerkommen.

Auch Morsbach war neugierig geworden.

Sie lasen gleich auf der ersten Seite des Blattes unter der Rubrik Inland:

»Man erzählt sich seit einigen Tagen von Konflikten, die in den höheren Regionen entstanden seien. Es soll sich um ein Bekleidungsstück unserer Armee handeln. Man ist sehr gespannt darauf, wer nachgeben müssen wird, besonders bei Hofe, wo der Wille, der auch in dieser Angelegenheit wieder sich geltend machen will, seit kurzem schroffer hervorgetreten sein soll.«

Ist es möglich! rief der Kammerherr, nachdem er gelesen hatte. Diese Frechheit! Unmittelbar die Person seiner Hoheit zu kompromittieren! »Wer wird nachgeben müssen!« Müssen! Herr von Morsbach, haben Sie wohl diese Bosheit bemerkt? Aber Sie wissen vielleicht nicht, um was es sich handelt?

Ich weiß es nicht.

Erstaunen Sie über die unerhörte Frechheit. Der Fürst wollte dem Garderegimente neue Helmbüsche geben, der Kriegsminister widersetzte sich.

Das ist alles?

Ist das nicht genug? Das ist bekannt geworden im Publikum und jetzt wird es so in der Zeitung besprochen! So! Öffentlich!

Mit plötzlich verändertem Tone fuhr er fort: Aber Sie müssen zugestehen, es ist köstlich. Die Intrige ist herrlich. Ich sprach Ihnen doch vorhin von einer Intrige gegen den Kriegsminister. Dies ist sie. Herrlich, herrlich!

Der Polizeibeamte sprach von Hochverrat, Herr von Trotha. Sie finden den Hochverrat herrlich.
Ich bitte Sie, welche Kombination! – Aber entschuldigen Sie mich; ich muss zu Hofe. Welche Sensation wird die Sache dort machen! – Herr von Morsbach, dieser Zeitungsartikel kann wichtige Folgen nach sich ziehen! Unterhaltung für vierzehn Tage, wie jener Schusterjunge sagte.
Leben Sie wohl. Ich habe die Ehre, Sie wiederzusehen. Ich muss Ihnen berichten.
Er entfernte sich eilig.
Morsbach wandte sich mit fast nicht minder eiligen Schritten der Wohnung seines Freundes Seiffel zu.
Er fand die hübsche Frau allein zu Hause. Ihr Mann war von seinem Ausgange noch nicht zurückgekehrt. Nur das verhängnisvolle Zeitungsblatt bildete ihre Gesellschaft. Sie ging mit etwas blassem Gesichte unruhig im Zimmer umher.
Sind Sie unterrichtet? fragte sie.
Er bejahte.
Werden Sie mir Vorwürfe machen?
Ich mache Ihnen mein Kompliment.
Ich bin in großer Beängstigung. Es war doch immer eine List gegen meinen Mann.
War es die erste List gegen den Mann? fragte Morsbach lächelnd.
Die Frau lächelte ebenfalls etwas schelmisch trotz ihrer Angst.
Wo wäre der Mann, erwiderte sie, der ohne List der Frau glücklich werden könnte?
Glücklich werden? Ich würde Ihnen vielleicht beistimmen, wenn Sie das Wort regiert werden gebraucht hätten.
Ist das nicht ein und dasselbe?
Ich bin nicht verheiratet.

Also nicht glücklich. Schlimm genug für Sie. Indessen verlassen Sie mich nur nicht, Herr von Morsbach; ich habe große Angst.

Bei so vielem Mut so viel Mutlosigkeit? Wenn mich nun der Zufall nicht so glücklich gemacht hätte, heute hier zu sein?

Ach, Herr von Morsbach, Sie scheinen die Frauen wenig zu kennen. Das ist ja der große Unterschied zwischen uns und den Männern. Wir haben den Mut vor der Gefahr, Sie haben ihn in der Gefahr.

Dann hätten Sie den Mut der Unbesonnenheit.

Sie traten sich zu nahe.

War ich nicht unbesonnen?

Sie dürfen sich jetzt keine Vorwürfe darüber machen.

Sie horchte an der Tür.

Gleich darauf trat sie hastig in die Mitte des Zimmers zurück. Sie war sehr blass geworden und zitterte.

Er kommt! Was wird er sagen!

Liebt er Sie?

Er liebt mich.

So begreife ich Ihre Angst gar nicht.

Falscher Ehrgeiz geht über die Liebe.

Die Liebe geht über alles.

Die Tür wurde rasch und weit aufgerissen.

Der Regierungsassessor Seiffel trat mit großen, heftigen Schritten in das Zimmer. Auch aus seinem Gesichte war die Röte gewichen. Seine Augen waren glanzlos.

Seine Frau trat ihm zögernd entgegen.

Amalie, was hast du mir getan? rief er.

Verzeihe mir, Eduard!

Unglückliche – !

Er sah Morsbach.

Auch dieser nahte sich ihm.

Warum stockst du, Seiffel? Sprich weiter.

Du hast dich mit ihr verschworen gegen mich.

Du musst ein sehr böses Gewissen haben, dass du das glauben kannst.

Ihr habt mich vernichtet.

Seiffel, ich habe immer gehört, die Frauen seien die besseren Naturen. Die Natur, die eine Wunde schlägt, hat auch ein Heilmittel dafür.

Ein verbrauchter Witz!

Deine lebenswürdige, prächtige Frau wird ihn wieder zu Ehren bringen. Haben Sie nicht ein Mittel gegen die Vernichtung Ihres Mannes, schöne Frau?

Eduard, sie werden dir jetzt deinen Abschied geben.

Du spottest noch meiner!

Ich wünsche dir und mir von Herzen Glück.

Ich vereinige damit meine Glückwünsche. Wir können jetzt gemeinsam für unser Vaterland wirken, wie wir so oft als Jünglinge wünschten.

Ich habe nur eine Bitte an dich, Eduard. Gönn deinen Feinden auch nicht den kleinsten Triumph: fordere deinen Abschied, bevor sie ihn dir geben.

Da haben wir ja das Heilmittel, Freund Seiffel. Ich füge ein zweites hinzu: Lass uns bei Tisch ein paar Flaschen Champagner ausstechen, um so zu dem Abschiedsgesuche den guten Humor zu sammeln.

Und, setzte die Frau, wieder völlig schelmisch geworden, hinzu, die neue gemeinsame Wirksamkeit für das deutsche Vaterland zu beginnen.

Und, ergänzte Morsbach, die Überzeugung zu befestigen, dass es, wenn es nur mehr deutsche Frauen gäbe, auch mehr deutsche Männer geben würde.

Der Geburtstag des Fürsten

Es war im Herbst desselben Jahres, aus dem wir die bisher erzählten Begebenheiten mitgeteilt haben, des Jahres 1837.

Der Geburtstag des Fürsten wurde gefeiert.

Das Volk nahm keinen Teil daran.

Die deutschen Regierungen hatten einzeln und durch ihr Gesamtorgan, den Deutschen Bund, in Deutschland viel vermocht und gewirkt. Sie hatten bewirkt, dass das Volk alles, was man ihm antat, still und geduldig trug, dass es nicht einmal mehr murrte. Aber dass es sich freuen sollte, dass das Volk sich freuen sollte, das hatte man noch nicht zu erreichen vermocht.

Vor dem Schlosse des Fürsten rollten die Equipagen ab und zu. Glänzende Wagen, versilbert und vergoldet, mit großen adligen Wappen auf den Schlägen, mit hohen befransten Böcken vorne und lackierten Tritten und darüber seidene Quasten hinten. Auf den hohen Böcken saßen stattliche, bärtige Kutscher, und auf den Tritten standen wohlgenährte glatte Bediente, alle in Livreen, die von Gold und Silber, von Seide und bunten Farben strotzten, in Perücken mit Zöpfen, in seidenen Strümpfen und in Glanzschuhen mit silbernen Schnallen, im vollen Luxus des Rokoko.

In den Wagen aber saßen und aus denselben stiegen heraus vornehme und stolze Herren und Damen in kostbarem Putz und glänzendem Schmuck. Es war kein Herr darunter so vornehm und stolz, der nicht in einer Uniform gesteckt hätte, ebenso dick und stark mit Gold und Silber gestickt und betresst, grell und bunt, wie die Uniformen der Bedienten auf den Böcken und Tritten der Wagen. Und unter den Damen war keine so reich oder arm, die nicht gerauscht hätte in der schwersten Seide und gegläntzt in funkelnden Edelsteinen.

Die Wagen fuhren vor an dem Portale des Schlosses. Schon dort harrte ihrer ein feierlicher Empfang. Auf der einen Seite stand die Schlosswache in Parade unter dem Gewehr, und der Offizier, der sie kommandierte, musste sich heiser schreien und die Soldaten sanken fast um vor Müdigkeit; denn bei jeder neuen Uniform, die aus dem Wagen zum Vorschein kam, musste das Gewehr präsentiert werden. Vor den Uniformen und Epauletten werden bekanntlich die militärischen Ehrenbezeichnungen gemacht.

Auf der anderen Seite standen in großer Zahl Hoffouriere und Hoflakaien und andere Hofbediente zum Empfang der aussteigenden Herrschaften. Sie füllten das Portal und die weitere Vorhalle an, bis zu der Treppe hin, die zu den oberen Sälen führte.

Diese Treppe war mit einem Spalier von dem schönsten Regimente des Fürsten, der Garde du Corps, besetzt. Auf jeder Stufe stand zu beiden Seiten ein Mann, und wo die Treppe sich bog und unten und oben stand jedesmal ein Offizier.

Oben schloss sich an das Spalier der Garde du Corps die Mannschaft von dem Regimente der Garde-Drägoner an; sie bildete ein Spalier in dem weiten Gange, in welchem die Treppe mündete. Steifgekleidete Diener des Hofes bewegten sich zwischen ihnen hin und her.

Aus dem Gange gelangte man in eine Reihe der prachtvollsten Gemächer. Hier hatten die Leibgrenadiere die Wache, die schönsten, größten und bärtigsten Männer des Landes. Die Zahl der Diener vermehrte sich hier. Das Gold und Silber auf den Livreen konnte sich nicht vermehren; die Diener hätten sonst Diener haben müssen, um ihnen die schweren Livreen tragen zu helfen.

Die Reihe der Gemächer schloss mit dem goldenen Thronsaale; in diesem war die große Gratulationscour zum Geburtstage des Fürsten.

Der Geburtstag des Fürsten war ein Fest des Hofes und des hoffähigen Adels.

Dennoch hatten sich in der Nähe des Schlosses auch einige Männer eingefunden, die nicht zum Hofe und nicht zum Adel gehörten.

Es waren drei Männer von ernstem, fast traurigem Aussehen. Sie schienen dem Stande des mittleren Bürgers und wohlhabenden Landmannes anzugehören; das zeigten sowohl die kräftigen und etwas eckigen Gestalten wie der Schnitt der dunklen Kleidung. Auch dass sie nicht Einwohner der Residenz waren, vielmehr aus der Provinz gekommen sein mussten, war ihrem ganzen Wesen leicht anzusehen.

Sie waren, von der Hofdienerschaft unbemerkt, auf einmal mitten zwischen den glänzenden Equipagen erschienen und hatten sich nicht weit von dem Portale des Schlosses aufgestellt. Sie standen dort und sahen mit finsternen Blicken einen der vornehmen Wagen nach dem anderen vorfahren und eine der vornehmen Herrschaften nach der anderen aussteigen. Sie standen lange schweigend, aber nicht in jener stummen, nichts sprechenden und nichts sagenden Bewunderung, mit der die Einfalt vom Lande die Pracht der Residenz anstaunt. Die Pracht, die sie hier sahen, erweckte Gedanken in ihnen, und die Gedanken erzeugten Gefühle; und wohl sah man es den Männern an, dass die Gedanken und Gefühle, die in ihnen geweckt wurden, sehr finsterner und bitterer Natur waren.

Einer von ihnen unterbrach zuletzt das Schweigen.

Hier, hob er an, kann man gewahr werden, wo unser Geld bleibt.

Und warum unsere Mitbürger verhungern müssen, setzte ein anderer hinzu.

Es fährt mir, bemerkte der Dritte, jedesmal wie ein Messer durchs Herz, wenn einer von den prächtigen Wagen

ankommt und das stolze Volk in Gold und Seide heraussteigt.

Mich verdriessen noch mehr jene goldbetressten Bedienten dort im Schlosse. Die Edelleute leben von ihrem eigenen Gelde, und davon kleiden und ernähren sie auch ihre Diener; aber jenes Hofgesindel lebt doch nur von unserem Gelde, von den Steuern, die wir armen Untertanen bezahlen müssen.

Ihr seid im Irrtum, Gevatter. Auch der Edelmann lebt nur von uns, von dem Landmanne, eben sowohl wie das Hofgesinde und wie die Soldaten und Beamten. Ich muss mich immer ärgern, wenn ich die Leute sagen höre, der Soldat und der Beamte und der Diener am Hofe esse das Brot des Fürsten. Das ist Lug und Täuschung. Sie alle essen unser Brot, das Brot des Volkes, des armen Mannes, der es seinem eigenen Munde und dem Munde seiner hungrigen Kinder abdarben muss, um seine Steuern bezahlen zu können. Und die Steuern, wem werden sie bezahlt? Und wofür werden sie bezahlt? Dem Fürsten bezahlen wir sie, und der Fürst bezahlt seine Diener damit und seine Beamten und Soldaten. Und wenn es bloß das wäre. Aber es ist noch schlimmer; von unseren Steuern werden die reichen Geschenke gemacht an die vornehmen Herrschaften, die doch schon genug haben. Und wenn der arme Mann bittet, dass man ihm doch etwas davon zurückgeben möge, damit er nicht verhungere mit Frau und Kindern, dann heißt es, es sei nichts da. Aber davon wollte ich nicht sprechen; das wissen wir ja alle, denn wir sehen es alle Tage. Von den Edelleuten wollte ich euch sagen, dass auch sie nur von uns leben, und das tun sie sogar doppelt. Denn einmal lassen sie uns allein die Steuern bezahlen; sie selbst bezahlen nichts; und das andere Mal muss der Bauer ihnen von allem, was er hat, Schoss und Zins entrichten.

Ja, ja, Gevatter, Ihr habt Recht. Wie viele Tränen und wie viele Schweißperlen mögen an dem Golde und an

der Seide hängen, die wir da im Schlosse und in den Wagen sehen. Wenn die Leute es wüssten, die das Zeug tragen, es würde ihnen zu schwer werden.

Glaubt das nicht, Gevatter. Diese vornehmen und stolzen Leute haben kein Gefühl für das Leiden des armen Mannes. Es ist ihnen nichts in der Welt gleichgültiger als der Schweiß, die Tränen, der Hunger und das Blut des Bürgers und der Bauern.

Und doch leben sie davon!

An dem Schlossportale war es stiller geworden. Das Rollen der Equipagen hatte aufgehört. Die Wache hatte sich in das Wachhaus zurückgezogen. Die Bedienten standen in der Vorhalle des Schlosses in Gruppen beisammen und plauderten miteinander; nur dann und wann warf ein Einzelner einen Blick auf den Schlossplatz, um zu spähen, ob vielleicht noch ein Nachzügler komme. Alles Leben schien sich in das Innere des Schlosses zurückgezogen zu haben.

Es wird jetzt Zeit sein, dass wir gehen, bemerkte einer der drei Männer.

Gebe uns nur der Himmel seinen Segen zu unserem Unternehmen. [...]

Die Delegation, die wegen einer Hungersnot beim Fürsten vorsprechen will, gelangt zwar ins Schloss, wird dort aber wie eine Verschwörerbande behandelt und, ohne etwas ausrichten zu können, heimgeschickt.

Aus der Reihe *Die Verbrecher* (1855)

Das Nachtverhör

Der Kriminalrat, dem die Gefangenen den Beinamen »der freundliche Schulmeister« gegeben hatten, hatte mancherlei Vorbereitungen zu dem »Nachtverhör« getroffen. Seine Verhörstube – jeder Rat hatte ein besonderes Zimmer für seine Verhöre, der Präsident hatte nach vielen, langwierigen Beschwerden an das Justizministerium dies endlich durchgesetzt –, seine Verhörstube hatte er auf seine Art feierlich eingerichtet. Sie war frisch und rein eingerichtet. Sie war frisch und rein ausgefegt: Papierschnitzel, Bindfadenenden, zerrissene Briefkuverts, zerbissene Federn und ähnliche Sachen, mit denen Tisch und Fußboden bedeckt gewesen, waren auf die Seite geschafft. In dem Aktenrepositorium waren die Akten in musterhafter Ordnung übereinander gelegt. Die Fenster waren dicht mit Vorhängen bedeckt. Über dem Tische lag eine lange schwarze Decke. Der Justizfiskus hatte sie nicht anschaffen wollen, obwohl der Kriminalrat sie oft beantragt und sich auf seine langjährige Erfahrung berufen hatte, dass eine solche schwarze Decke einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Gemüt auch des verstocktesten Inquisiten hervorbringe. Er hatte sie auf seine eigenen Kosten angeschafft; aber um sie zu schonen, gebrauchte er sie nur bei Nachtverhören. Auf der Decke des Tisches standen drei silberne Leuchter, in denen Wachskerzen brannten. Auch das Silber und die Wachskerzen hatte der Justizfiskus nicht »gutgetan«. Sie waren Eigentum des Kriminalrats, der auch ihnen, namentlich in der Zahl von drei, eine magische Wirkung zuschrieb. Besonderes Gewicht schien er noch auf etwas anderes zu legen. An einer Seitenwand des Zimmers hing ein breiter schwarzer Vorhang herunter. Zu beiden Seiten desselben

standen zwei große bronzene Armleuchter mit gelben Wachskerzen darin, die aber noch nicht angezündet waren. Vorhang, Armleuchter, Wachskerzen, mit dem, was der Vorhang sorgfältig bedeckte, waren Eigentum des Staates. Der Kriminalrat pflegte sich nicht wenig darauf zugute zu tun, dass er die Anschaffung auf Kosten des Justizfiskus durchgesetzt habe. Er hatte zu diesem Zwecke eine Reise in die Residenz gemacht, und mit Hilfe eines alten Universitätsbekannten, der seitdem fromm und dadurch vortragender Rat im Justizministerium geworden war, hatte er seinen Zweck bei dem Justizminister erreicht.

Am feierlichsten sah der Kriminalrat selbst aus. Auf seiner schon kahlen Stirn thronten ernste Falten; seine Brille war sehr sorgfältig geputzt und saß fester als gewöhnlich auf der Nase. Den Bauch umspann ein schwarzer Frack.

Der Sekretär neben ihm trug einen schwarzen Oberrock. Man sah ihm aber an, dass er ihn tragen musste; der arme Mensch sah schon sehr schläfrig aus, und er sollte die ganze Nacht durchwachen und durcharbeiten – für nichts und wieder nichts; das las man deutlich in seinem Gesichte.

Der Sekretär saß an dem Tische, Papier, Feder und Tinte vor sich.

Der Kriminalrat ging in der Stube umher, die Hände auf dem Rücken, das Gesicht tief ernst. Er überdachte wohl Plan und Chancen des Verhörs.

Die Glocke auf dem Gefängnisturm schlug neun Uhr. Aha, meine Uhr, sagte der Kriminalrat. Ein hübscher, vernehmlicher Klang. Das wird Effekt machen heute Nacht, wenn dieselbe Glocke zwölf schlägt, die dumpfen Töne der Mitternacht, und wenn ich dann, unmittelbar nachdem der letzte Schlag ausgezittert hat, den Vorhang dort aufziehe und der Elende plötzlich seinen Herrn am Kreuze sieht. Meinen Sie nicht auch, Herr von Zitzewitz,

dass der Mensch da bekennen, sein Herz erleichtern muss, und wenn er der verhärtetste Bösewicht von der Welt wäre? – Antworten Sie mir noch nicht. Beachten Sie vorher alles. Ich habe ihn bis zu jener Stunde mürbe gemacht, durch Fragen, durch Ermahnungen, durch Vorhalte, ernstliche und freundliche. Ich habe sein Gewissen erweckt. Auf einmal kommen die feierlichen Schläge der Glocke in der schauerlichen Stunde der Mitternacht, hier in diesem einsamen, düsteren Zimmer der strafenden Gerechtigkeit, und nun führe ich ihn vor das Bild des Gekreuzigten; muss das alles nicht einen gewaltigen, vernichtenden Eindruck auf ihn machen, müssen da nicht jene Schläge der Glocke die furchtbarsten Schläge seines Gewissens hervorrufen? Jetzt antworten Sie mir, Herr von Zitzewitz.

Der Herr von Zitzewitz war Sekretär bei dem Kriminalgerichte, und zwar besonders dem »freundlichen Schulmeister« zum Protokollführer beigegeben. Dieses Letztere hatte seinen besonderen Grund. In jenem Lande galt, wie in manchen anderen deutschen Ländern, die Regierungsmaxime, dass alle Beamtenstellen des Landes zunächst dem Adel gehörten. Die Maxime wurde nicht bloß für die höheren, sondern auch für die unteren Stellen festgehalten. Denn es gab auch in jenem Lande einen vielfach an äußeren Gütern des Lebens sowohl als an Geist heruntergekommenen Adel. Der Herr von Zitzewitz nun hatte notdürftig lesen und schreiben gelernt, übte beides aber nicht gern aus, sondern beschäftigte sich lieber damit, überall Neuigkeiten zu hören und zu erzählen und außerdem zu schlafen. Der Kriminalrat »Zum freundlichen Schulmeister« aber war bekannt dafür, dass bei ihm nicht viel zu schreiben und zu lesen, desto mehr Zeit zum Zuhören und auch zum Schlafen war. Darum hatte der Präsident gerade ihm den Herrn von Zitzewitz zum Protokollführer beigegeben. Beide profitierten dabei noch außerdem. Der Herr von

Zitzewitz schrieb ziemlich unorthografisch, und der »freundliche Schulmeister« machte auch in dieser Beziehung gern den freundlichen Schulmeister. Dass sich beide bei ihrem Verhältnisse sehr gut standen, bedarf kaum der Bemerkung. Es kam hinzu, dass der Präsident, ein Bürgerlicher, die Ehre zu schätzen wusste, dass bei »seinem Kollegium« ein junger Mann aus einer der ältesten Familien des Landes, wenngleich sie verarmt war, arbeitete, dass der junge Mann immer noch mehr wusste als die adeligen Leutnants der Garnison, bei denen er daher auch in großem Ansehen stand, und dass er deshalb, und vermöge seines Talents zu erzählen, in allen adeligen Gesellschaften von Stadt und Umgegend gern gesehen war. Auf das Verhältnis zwischen Kriminalrat und Sekretär wirkte dies dahin zurück, dass der Kriminalrat den Sekretär sehr aufmerksam behandelte, dieser sich aber aus jenem nicht eben viel machte.

Auf die Frage des Kriminalrats antwortete der Herr von Zitzewitz gähnend:

Der Gefangene kommt.

Das ist wahr, rief der Kriminalrat. Das hätte ich auf ein Haar überhört.

Rasch warf er sich in seinen Inquirentenstuhl, einen Polstersessel, der am oberen Ende des schwarz behangenen Tisches stand. Auf dem Tische lag dort vor ihm ein dünnes Aktenpaket; in dieses vertiefte er sich dem Anscheine nach noch sehr tief.

Der blatternarbige Gefangene wurde hereingeführt durch einen Gefängniswärter, der sich sofort wieder entfernte.

Der Gefangene blieb an der Tür stehen.

Der Kriminalrat warf sich zweimal in die Brust. Dann blickte er den Gefangenen mit einem durchbohrenden Blick an.

Der Gefangene sah ihn ruhig wieder an.

Gefangener, tretet näher, sagte würdevoll der Kriminalrat. Dorthin, an die Mitte des Tisches.

Der Gefangene trat an die bezeichnete Stelle.
Gefangener, was denkt Ihr in diesem Augenblicke? fuhr der Kriminalrat würdevoll fort.

Ich? Nichts! antwortete der Gefangene.

Wisst Ihr, vor wem Ihr hier steht?

Vor dem Kriminalrat, hat man mir gesagt. Den Namen hat man mir nicht genannt.

Und dabei denkt Ihr Euch nichts?

Über den Namen?

Ich meine dabei, dass Ihr vor Eurem Richter steht? Vor dem Richter der Staatsgerechtigkeit, der hier auf der Erde die ewige Strafgerechtigkeit Gottes vertritt, Gottes, der die Herzen und die Nieren durchschaut, und dem nichts verborgen bleibt? Dabei denkt Ihr Euch nichts? Antwortet mir noch nicht. Wisset, dass Gott auch in Euer Herz sieht, in Eure Nieren, dass er alle Eure Untaten, alle Eure Verbrechen kennt, dass er sie an das helle Licht des Tages bringen wird, dass Ihr Eurer Strafe nicht entgehen werdet, der schwersten, härtesten Strafe, die nur dadurch gemildert werden kann, wenn Ihr ein offenes Bekenntnis ablegt; denn ein offenes Bekenntnis ist –

Das erste Zeichen der wahren Reue, unterbrach der Gefangene, und der erste Schritt der wirklichen Besserung.

Unterbrich mich nicht, rief der Kriminalrat eifriger und lauter, als die feierliche Würde der Stunde es erlauben mochte, aber so eifrig, dass er, an die Worte des Gefangenen anschließend, in seiner Phrase fortfuhr: Und eine Wohltat, durch welche man sich mit dem Himmel aussöhnt und einen Anspruch auf Gnade erwirkt bei Gott und den Menschen. Und nun, Gefangener, hört zu. Ihr steht hier vor Eurem Richter, als Angeschuldigter schwerer Verbrechen. Ihr sollt heute darüber vernommen werden. Ihr habt mir die volle Wahrheit zu sagen. Durch Lügen und Winkelzüge gehet Ihr nicht nur aller Wohltaten eines offenen Bekenntnisses verlustig, jener

großen Wohltaten – aber Ihr kennt sie ja –; Ihr zieht Euch auch dadurch schwere Bestrafung zu, indem Ihr gewagt habt, Gott und den Richter mit Unwahrheiten hintergehen zu wollen. Ja, wenn ich Euch auf einer offenen Lüge ertappe, so habe ich das Recht, Euch körperlich züchtigen zu lassen, bis zu fünfzig Peitschenhieben. Auf alle Fälle verlängert Ihr durch Unwahrheiten Eure Untersuchung und Euren Arrest. Habt Ihr das alles wohl verstanden?

Sehr wohl, Herr Kriminalrat.

Schön. So antwortet mir jetzt, aber hütet Euch vor einer Unwahrheit, denn – Doch antwortet. Wie ist Euer vollständiger Name?

Sie haben ihn ja schon heute beim Umgange von mir gehört.

Ja, ja, Anton Michalkowski. Aber ich muss ihn nochmals von Euch selber hören, hier im Verhöre, zum Protokolle. Wenn ich ihn Euch vorsagte, so würde ich ja eine Suggestivfrage an Euch richten. Die duldet das Gesetz nicht. Also Ihr heißt?

Anton Michalkowski.

Schön, schön. Schreiben Sie, Herr von Zitzewitz.

Aber Herr von Zitzewitz schlief schon.

Der Kriminalrat rüttelte ihn.

Ach, Herr von Zitzewitz. Ja, ja, wir haben einen schweren Dienst, wir Kriminalbeamten, und wir werden am schlechtesten dafür belohnt. Alle anderen Branchen bekommen höhere Gehälter. Aber dafür lohnt uns das Bewusstsein, die unmittelbaren Repräsentanten der höheren, strafenden Gerechtigkeit, der höchsten Vergeltung zu sein. Also schreiben Sie, lieber Herr von Zitzewitz.

Actum am –

Den Eingang habe ich schon, Herr Kriminalrat, sagte der Herr von Zitzewitz.

Auch Abends neun Uhr? Damit man gleich das Nachtverhör sieht?

Auch Abends neun Uhr.
Schön, schön. So fahren Sie fort. Inquisit wird vorgeführt. – Haben Sie vorgeführt?
Vorgeführt.
Er wird zur Wahrheit ernst ermahnt.
Ermahnt.
Er wird mit den Wohltaten eines offenen Bekenntnisses – Bekenntnisses.
Aber auch mit den Folgen und Strafen der Lügen vor Gericht bekannt gemacht.
Gemacht.
Er wird darauf gefragt: wie er heiße?
Heiße.
Er antwortet: Anton Michalkowski.
Kowski.
Michalkowski, Herr von Zitzewitz.
Ja, Herr Kriminalrat.
Schön, nun, Anton Michalkowski, antwortet mir weiter. Aber bleibt immer bei der Wahrheit, denn – Wie alt seid Ihr?
Sechs und dreißig Jahre.
Religion?
Evangelisch.
Prächtig. Ihr antwortet wie am Schnürchen. Bleibt dabei. Wo geboren?
In Zuginthen in Rußland.
Mann, bleibt bei der Wahrheit. Das steht nicht in Eurem Pass. In Eurem Pass steht, dass Ihr aus – ganz etwas anderes. Wo seid Ihr geboren? Wo läge denn das Zuginthen, oder wie es heißt. Rußland ist groß, und ich habe noch nie von dem Orte gehört; ich kenne doch die Geografie. Ich habe hier Inquisiten aus allen Weltgegenden gehabt, und da muss man sich immer mit der Geografie au courant halten. Und warum stände denn in Eurem Pass etwas anderes?
Nun, Ihr antwortet mir ja nicht. Antwortet.

Worauf, Herr Kriminalrat?

Wo Ihr geboren seid.

In Zuginthen in Rußland, in Groß-Litauen.

Ei, ei, und Euer Pass.

Was befehlen Sie?

Euer Pass, der in Hamburg ausgestellt ist, sagt, dass Ihr in Danzig gebürtig seid. Wie erklärt Ihr das? Aber immer bei der Wahrheit geblieben.

Ich kam mit einem Passe von Danzig nach Hamburg. Hier verlor ich den Pass, und man stellte mir einen neuen aus.

So, einen neuen? Wisst Ihr, was dazu gehört, wenn jemand, der seinen Pass verloren hat, einen neuen bekommen soll?

Ich denke, dass man den alten verloren hat.

Unterbrecht mich nicht. Darüber bestehen überall in ganz Deutschland jetzt eine Menge von Vorschriften, die durch die allgemeine Passkonvention näher reguliert sind. Diese Vorschriften sind mit Weisheit und Umsicht entworfen, und dadurch ist es denn gottlob jetzt der Weisheit der Regierungen gelungen, dem Vagabundieren der Spitzbuben und besonders des demokratischen Gesindels ein Ziel zu setzen.

Dann, Herr Kriminalrat, werden Sie auch mich weder für einen Spitzbuben noch für einen Demokraten halten, und ich bitte, dass Sie daher auch –

Unterbrecht mich nicht. Das sind Sachen, die Ihr nicht versteht, und darum kann es auch nichts helfen, wenn ich Euch das Nähere auseinandersetze. Also Ihr erhieltet einen neuen Pass in Hamburg?

Ja.

Und mit diesem neuen Pass seid Ihr hierher gekommen?

Nein, Herr Kriminalrat.

Was? Nein? Nein?

Nein.

Wie wollt Ihr das erklären?

Man hat mir nichtswürdiger Weise im Gebirge meinen Pass abgenommen und mich ohne ihn hierher transportiert.

Nichtswürdiger Weise? Mann, Mann, mäßigt Euch, bedenkt Eure –

Ja, nichtswürdiger Weise. Wie von Räufern bin ich überfallen worden, mitten im Gebirge, ein ruhiger Wanderer, der die Wanderung in der Kühle der Nacht der in der Hitze des Tages vorzog; der im Bewusstsein seiner Unschuld und Armut reiste, der mit einem richtigen Passe versehen war, der –

Mensch, Mensch, was schwätzt Ihr, das geht ja wie ein Mühlrad. Man sollte meinen, Ihr wäret der Inquirent, und ich der Inquisit –.

Der Inquisit darf sich verantworten, er soll sich verantworten. Er soll erfahren, warum er verhaftet ist; man soll ihm mitteilen, weshalb er zur Untersuchung gezogen ist, was man ihm vorwirft. Was können Sie mir denn vorwerfen? Was habe ich verbrochen? Warum bin ich hier verhaftet? Ich bin unschuldig. Mein Gewissen ist rein. Wissen Sie es anders, so sagen Sie es mir, so kommen Sie damit heraus. Aber Sie wissen nichts, Sie –

Der Kriminalrat war feuerrot vor Ungeduld und Zorn geworden.

Was, rief er, ich soll nichts wissen?

Was wissen Sie denn?

Mensch, habt Ihr nicht einen anderen Namen, Stephan Markowicz? Seid Ihr nicht aus Rogasen im Großherzogtum Posen? Seid Ihr nicht von dem Preußischen Gerichte in Posen wegen gewaltsamen Diebstahls zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt und aus dem Zuchthause zu Rawicz entsprungen? Und Ihr wollt behaupten, dass ich nichts von Euch wisse?

Das alles sind Lügen, Herr Kriminalrat.

Was? Mann, Ihr wollt mich zum Lügner machen? Ihr – Sie nicht. Aber man hat Sie belogen.

Man wird es Euch beweisen. Man wird Euch an Preußen ausliefern –

Tun Sie das. Ich erwarte es mit Ruhe. Aber warum hält man mich hier fest? Was geht das Sie hier an, was ich in Preußen getan haben und weshalb man mich dort schon verurteilt haben soll? Was antworten Sie mir darauf? Sehen Sie, Sie haben keine Antwort.

Der Kriminalrat hatte in der Tat keine Antwort. Es mochte ihm das noch nie begegnet sein. Die Röte seines Gesichtes machte einer großen Blässe Platz. Er wischte mit seinem buntseidenen Taschentuche große Schweißperlen von der Stirn, während er etwas ängstlich nach dem Herr von Zitzewitz schielte.

Er schöpfte Atem, als er diesen ruhig, die Feder in der Hand, den Kopf auf dem Protokolle liegend, schlafen sah.

Er suchte sich zu sammeln.

Nun, Herr Kriminalrat? fragte der Gefangene herausfordernder. Welche Räubereien oder gar welche Mordtaten haben Sie mir vorzuwerfen?

Der Kriminalrat zog rasch seine Taschenuhr hervor. Erst elf, sagte er für sich, nicht ohne neue Verlegenheit. Noch eine Stunde bis Mitternacht! Aber der Zeitpunkt ist günstig. Jetzt kann ich ihn noch überraschen. Nachher nicht mehr. Es muss gewagt werden.

Plötzlich sprang er von seinem Sessel auf.

Er gab dem Herr von Zitzewitz einen starken Stoß.

Wachen Sie auf, Herr von Zitzewitz.

Der Herr von Zitzewitz flog erschrocken auf. Die Spitze der Feder fuhr ihm in die Nase. Er musste heftig niesen.

Der Kriminalrat warf unterdes sich in die Brust und sein Gesicht in ernste, tiefe Falten.

Der arme Herr von Zitzewitz musste noch immer niesen.

Sind Sie bald fertig, Herr von Zitzewitz?

So – gleich, – Herr – Kri – mi – nal – rat!

Endlich. Gottlob. Mensch, hört mich an, sehet her.

Er ging zu dem schwarzen Vorhange an der Wand.
Hierher, Stephan Markowicz! Hierher – Aber so hören
Sie endlich mit Ihrem Niesen auf, lieber Herr von Zitzewitz.
Ich kann nicht, Herr – Krim – mi – nal – rat.
Er musste immer wieder niesen.
Der Kriminalrat wartete, bis er damit zu Ende war. Seine
Emphase überdauerte in der Tat das Niesen. Als es zu
Ende war, zog er mit rascher Hand den Vorhang auf. Ein
großes schwarzes Kruzifix kam zum Vorschein, daneben
zwei trauernde Figuren.
Hierher, rief der Kriminalrat mit feierlich erhöhter Stim-
me. Hierher, Stephan Markowicz; wer hat den Dop-
pelraubmord in Alhausen verübt?
Der blatternarbige Gefangene lachte höhnisch.
Da fragen Sie mich wahrhaftig zu viel, Herr Kriminalrat,
antwortete er mit kaltblütigem Hohne.
Der Kriminalrat sah das Lächeln, hörte den Ton des
Hohns. Er fiel zusammen.
Es war noch zu früh, stöhnte er. Noch nicht Mitter-
nacht. O, immer diese Übereilung! Ich überstürze die
Leute. Werde ich mir das nie abgewöhnen können?
Er sank erschöpft in seinen Polstersessel.
Draußen entstand Geräusch. Die Tür der Verhörstube
wurde aufgerissen. Ein Gefangenenwärter stürzte lei-
chenblass, atemlos herein.
Der Kriminalrat sprang aus seinem Sessel empor.
Wer wagt es, das Verhör zu stören?
Herr Kriminalrat, der zweite Gefangene von Nr. 15 ist
fort.
Fort?
Fort.
Wie war das möglich?
Es ist nicht zu begreifen. Keine Spur. Aber dieser
Mensch hier muss davon wissen. Er hat mit ihm zusam-
mengesessen.

Ich? fragte der Blatternarbige, seine Freude unter größerem Hohne verbergend. Ich soll hier um alles wissen, um Mord, um Entspringen, am Ende auch, wenn hier die Türme und die Berge einfallen.

Gefangenenwärter, befahl der Kriminalrat, führen Sie den Gefangenen zurück.

Ach, fuhr er klagend zu seinem Sekretär fort, ach, lieber Herr von Zitzewitz, dieses Nachtverhör ist uns sämtlich verdorben. Heute war mit dem Menschen nichts mehr anzufangen. Man muss einen günstigeren Zeitpunkt abwarten. Dann werde ich mich nicht wieder übereilen.

Aus Der Gefangene der Stadtvogtei (1861)

Der schwarze Nachtrabe

Führen Sie die blonde Ida zu mir, befahl der Polizeirat seinem langen Gendarmen Schmidt. Sie werden sie zu Hause finden, sie trauert um ihren langen Wilhelm.

Der Gendarm ging, die blonde Ida zu holen.

Er ist ein Dieb und Mörder, sagte der Polizeirat für sich und darf seiner Strafe nicht entgehen, auch wenn jener Schuft mit all dem anderen Gesindel darüber triumphieren sollte.

Nach einer halben Stunde führte der lange Gendarm die blonde Ida hinein. Sie war wirklich in Trauer.

Um deinen langen Wilhelm? fragte der Polizeirat sie.

Ja, Herr Polizeirat.

Du bist eine brave Person.

Ach, ich bin ein armes Mädchen.

Und der lange Wilhelm war im Grunde auch ein gutmütiger Bursch.

Gegen mich war er der beste und treueste Mensch von der Welt, Herr Polizeirat, sagte sie weinend.

Weißt du, wer ihn ums Leben gebracht hat? fragte sie der Polizeirat.

Ha, Herr Polizeirat, wenn ich das wüsste!

Du kannst es erfahren.

Von wem, Herr Polizeirat?

Von mir.

Nennen Sie mir den schlechten Menschen.

Was würdest du mit ihm machen?

Sie weinte nicht mehr, ihre Augen schossen Blitze. Das war ihre Antwort.

Nennen Sie ihn mir.

Unter einer Bedingung.

Unter jeder.

Du musst ihn in meine Hände bringen.
Das wollte ich ja nur.
Der Mörder deines langen Wilhelm ist sein treuer Gefährte und Genosse, der schwarze Nachtrabe.
Der Elende, der schlechte Mensch, der verräterische Mörder! wütete beinahe das Mädchen.
Sei ruhig, ermahnte sie der Polizeirat. Du wolltest ihn mir ausliefern.
Das will ich. Und ich kann es.
Wann?
Heute Nacht noch.
Ah! Heute Nacht?
Bei Tage hat ihn noch keiner gesehen; darum heißt er der Nachtrabe.
Ich weiß es.
Nun hören Sie mir zu. Er kam in der gestrigen Nacht zu mir und wollte wissen, ob ich Nachrichten vom langen Wilhelm habe, der heuchlerische Bursch.
Das war keine Heuchelei, Mädchen; er hat deinen langen Wilhelm von der Brücke in das Wasser geworfen, der Wilhelm konnte sich gerettet haben. Er wollte Gewissheit über den Tod haben.
Er heuchelte mir dennoch große Trauer vor, als ich ihm sagte, dass die Leichen des Wilhelm und des grünen August gefunden seien. Er machte mir ordentlich das Herz weich, sodass ich ihm nun von der Fremden aus Posen erzählte, die hierher gekommen ist, um ihn aufzusuchen.
Er hatte sie noch nicht gesehen, unterbrach der Polizeirat das Mädchen.
Er wusste auch nicht, wo sie war. Ich sagte ihm, dass sie im Roten Adler in der Kurstraße sei, dass er sie dort sehen könne. Er wagte aber nicht dahin zu gehen, indes musste ich ihm von der armen Person erzählen, und ich sagte ihm, dass sie so traurig gewesen sei und dass ihr ganzes Herz noch immer an ihm hänge. Auf einmal bekam er ein großes Verlangen, sie zu sehen; die Tränen

traten ihm beinahe in die Augen, und ich musste ihm versprechen, sie heute Abend zwischen elf und zwölf Uhr zu ihm zu führen.

Und wohin? fragte der Polizeirat.

Unter die Linden – ich habe die Nummer vergessen, aber ich kann nicht fehlen, es ist das große, vornehme Haus mit den vielen Säulen im Hofe.

Dahin solltest du mit der Fremden zu ihm kommen?

Da allein sei er ganz sicher und könne er sie ungestört sprechen.

Warst du schon bei der Fremden? Josepha Wagner heißt sie.

Ich wollte erst heute gegen Abend zu ihr gehen.

Der Polizeirat hatte seinen Plan schon gemacht.

Verbleibst du bei deinem Vorsatze, ihn mir auszuliefern?

Er hat meinen armen langen Wilhelm umgebracht.

So tue Folgendes: Du gehst zuerst zu der Fremden, teilst ihr den Auftrag des schwarzen Nachtraben an dich mit und fragst sie, ob sie zu ihm gehen wolle. Von mir sagst du ihr kein Wort. Will sie nicht mit dir gehen, so gibst du mir Nachricht. Will sie aber mit, so begibst du dich sofort weiter zu dem Hotel Unter den Linden. – Ah, wie sollst du ihn dort erfragen?

Ich solle nur dem Portier sagen, die blonde Ida sei da und wolle den alten Taddäus sprechen. Dann werde ein alter Mann kommen, der mich zu ihm führen werde.

Gut. Du meldest dich dann bei dem Portier, lässt den alten Taddäus herbeirufen und sagst diesem, die bewusste Person könne, ohne Aufsehen zu erregen, in der späten Nacht nicht den Gasthof verlassen und wünsche schon um zehn Uhr heute Abend zu kommen. Er kann nichts dagegen haben, er wird dir nur sagen, dass ihr bis halb zwölf Uhr warten müsstet. Damit erklärst du dich einverstanden. Von dem Hotel kommst du dann unmittelbar zu mir, um mir Nachricht zu bringen. Um zehn am Abend führst du die Fremde hin, lässt dich nicht

von ihr trennen und gehst mir ihr in das Zimmer, in dem sie warten soll, du merkst dir die Lage des Zimmers und den Weg dahin ganz genau. Unter dem Vorwande dann, du müsstest deinen Hausschlüssel holen, den du vergessen hättest, gehst du nach einer Weile fort; du werdest in einer Viertelstunde wieder da sein. – Du kommst zu mir an der Ecke Unter den Linden und der Friedrichstraße. Das Weitere wird sich finden. Hast du alles wohl verstanden?

Alles.

So geh.

Nach einer Stunde war sie wieder da.

Die Josepha Wagner wird kommen, Herr Polizeirat.

Und im Hotel Unter den Linden? –

Ach, Herr Polizeirat –

Was gibt's?

Das Mädchen ist so brav! Sie tut mir leid! Ich soll ihr ihren Geliebten nehmen –

Einen Mörder, der deinen Geliebten ermordet hat. Kein unnützes Mitleid. Warst du in dem Hotel?

Das Mädchen beugte sich der Autorität des Polizeibeamten. Das Mitleid ist überhaupt ein schwacher Kämpfe gegen andere Leidenschaften.

Ich war da, sagte sie.

Erzähle.

Ich kam an die Portierloge. Der Portier rief mich an, wohin ich wolle.

Zum Herrn Taddäus, sagte ich.

Wie ich heiße?

Die blonde Ida.

Ah, er wisse schon, ich solle warten.

Er sprach in die Portierloge zurück. Nach einer Weile kam hinten unter den Kolonnaden her ein alter Mann mit weißen Haaren. Er sah wie ein Bedienter aus, aber wie ein vornehmer. Er trug keine Livree, sondern einen

schwarzen Rock und eine weiße Halsbinde. Ich fragte ihn, ob er der Herr Taddäus sei.
Ja. Und Sie sind die blonde Ida?
Ich bin die blonde Ida.
Sie sollten später kommen.
Nach elf Uhr. Aber die Person, die ich herbringen sollte, kann so spät ihren Gasthof nicht verlassen.
Er hatte mich noch immer etwas misstrauisch angesehen. Wissen Sie den Namen der Person? fragte er.
Josepha Wagner aus Posen.
Jetzt wurde er offener.
Der, der die Person erwartet, sagte er, kann sie erst nach elf Uhr empfangen.
Wir werden hier so lange warten.
Sie gleichfalls?
Josepha Wagner will sich nicht von mir trennen. Um welche Zeit wollen Sie kommen?
Um zehn.
Ich werde Sie erwarten. Aber seien Sie mit dem Glockenschlage zehn an der Tür, und ziehen Sie nicht die Glocke, sondern klopfen Sie zweimal leise an die Türe.
Damit schied ich von ihm.
Hatte der Portier diese Unterredung mit angehört? fragte der Polizeirat das Mädchen.
Nein. Der Herr Taddäus zog mich von der Portierloge zurück, unter die Kolonnaden.
Und die Fremde?
Ich kehrte zu ihr zurück und sagte ihr, dass wir, um Aufsehen zu vermeiden, schon vor zehn gehen, aber dann anderthalb Stunden warten müssten; sie war einverstanden. Die Arme war mit allem zufrieden, wenn sie ihren Woiczek nur wiedersehe.
Es bleibt bei der Verabredung, sagte der Polizeirat. Um ein Viertel vor elf triffst du mich an der Ecke Unter den Linden und der Friedrichstraße.
Sie musste gehen, ihm zu gehorchen. –

Der Polizeirat fuhr zu dem Herrn von Abramowicz. Der russische Kollegienrat logierte in dem Hotel St. Petersburg Unter den Linden.

Sie bringen mir Nachrichten, mein Herr?

Ich werde ihnen heute Abend den Grafen Ostrowski überliefern, mein Herr.

Sie haben ihn gefunden?

Ich werde ihn finden; aber nur mit Ihrer Hilfe.

Das heißt, wenn ich fragen darf?

Dass Sie bei seiner Arretierung zugegen sein werden.

Ach, es wäre mir unangenehm.

Aber ich finde es notwendig.

Warum?

Der, den ich für den Grafen halte, kann ein anderer sein, daher werden Sie mir bestätigen müssen, dass er der Rechte ist.

Ich werde Ihnen zu Diensten stehen.

Und ich werde fünf Minuten nach zehn Uhr heute Abend wieder bei ihnen sein, um Sie abzuholen.

Sie werden mich bereit finden.

Genau zur bestimmten Zeit war der Polizeirat wieder bei dem Kollegienrat.

Sind Sie bereit, mein Herr?

Wie Sie sehen.

Sie gingen nur wenige Schritte, von dem Hotel Sankt Petersburg bis zu der Ecke Unter der Linden und der Friedrichstraße. Dort machte der Polizeirat Halt und sah sich in der Friedrichstraße um.

In einiger Entfernung standen wartend zwei Gestalten, eine größere und eine kleinere, aber fest gedrungene; es waren der lange Gendarm Schmidt und ein zweiter Gendarm des Polizeirats.

Warten wir hier, sagte der Polizeirat zu seinem Begleiter.

Nach zehn Minuten kam Unter den Linden her eine weibliche Figur; an der Ecke der Straße blieb sie stehen.

Blonde Ida? fragte leise der Polizeirat.

Ah, Sie sind es, Herr Polizeirat!
Nun? Du kannst vor diesem Herrn sprechen.
Es ging alles, wie es gehen sollte.
Die Fremde ist da?
Sie ist es.
Und du hast dich, ohne Misstrauen zu erregen, entfernen können?
Man hat nichts gemerkt.
Sah euch jemand in das Haus eintreten?
Kein Mensch. Ich klopfte leise zweimal an die Tür, wie der alte Taddäus mir gesagt hatte. Unmittelbar darauf wurde sie fast noch leiser von innen geöffnet. Der alte Mann hatte sie geöffnet.
Sprechen Sie nichts und gehen Sie leise, flüsterte er uns zu. So folgten wir ihm. Wir mussten an dem Fenster der Portierloge, das hell war, vorbei; aber niemand war zu sehen, wir kamen völlig unbemerkt vorbei.
Wohin führte euch der alte Mann? fragte der Polizeirat.
In ein kleines, aber allerliebstes Stübchen.
In welcher Gegend des Hauses?
Ganz nach hinten. Ach, Herr Polizeirat, das ist ein weitläufiges Haus; über wie viele Treppen, durch welche lange Gänge mussten wir!
Führe uns zu dem Hause und tue alles, was ich dir sagen werde.
Der Polizeirat folgte ihr mit dem Herrn von Abramowicz. Ihnen folgten die beiden Gendarmen, denen er einen Wink gegeben hatte.
In der Nähe eines großen Hotels Unter den Linden hielt der Polizeirat das Mädchen an.
Wie warst du wieder aus dem Haus gekommen?
Der alte Taddäus führte mich wieder hinaus.
Sah der Portier dich?
Nein, an dem Fenster der Loge war grade wieder niemand.
Sprach der alte Mann von dem Portier?

Er sagte mir nur, wenn ich zurückkomme, so solle ich die Glocke ziehen und dann dem Portier sagen, ich wolle zu ihm, dem alten Taddäus, den Weg wisse ich schon.

Kannst du den Weg zurück allein finden?

Ja, ich habe ihn mir genau gemerkt.

Gut, sagte der Polizeirat. Er hatte seinen Plan gemacht.

Ich gehe mit dem Herrn Kollegienrat allein in das Haus, sagte er. Ihr anderen bleibt an der Tür stehen, ich lasse sie hinter uns offen. Wenn ich rufe, folgt ihr mir sofort und macht die Tür hinter euch zu.

Sie gingen an das Hotel ganz heran, der Polizeirat zog die Hausglocke. Darauf wurde die Haustür von innen geöffnet, vermittels eines Drahtzuges von der Portierloge aus.

Der Polizeirat trat mit dem Herrn von Abramowicz in das Haus und die anderen blieben draußen an der Tür stehen, die der Polizeirat nur angelehnt hatte.

Der Polizeirat und sein Begleiter befanden sich in einem großen, weiten Raume, der mehr einer Halle als einem Hausflur glich. Er öffnete sich frei in einen Hof, durch den ein Säulengang zu dem hinteren Teile des Gebäudes führte. Der Flur oder die Halle war hell erleuchtet. Der Säulengang und der Hof weniger.

Rechts von der Eingangstür des Hauses lag die Stube des Portiers. Sie lag zu ebener Erde. Eine Tür führte unmittelbar in den Flur; ein Fenster war unmittelbar neben der Tür.

Tür und Fenster waren verschlossen. Hinter dem Fenster stand der Portier. Er erwartete den, dem er die Haustür geöffnet hatte. Als er die beiden Fremden sah, öffnete er das Fenster.

Zu wem wünschen Sie?

Ich wünsche Sie zu sprechen, Herr Portier, sagte der Polizeirat.

Was stände zu Ihren Diensten?

Ich muss Sie allein sprechen, öffnen Sie Ihre Tür.

Der Portier warf einen misstrauischen Blick auf die beiden Fremden. Auch der Polizeirat trug keine Uniform. Beide sahen indes unverdächtig aus.

Sie haben wohl, sagte auch der Polizeirat zu seinem Begleiter, die Güte hier zu verweilen, während ich mit dem Portier spreche.

Einen Einzelnen konnte der Portier wohl zu sich hereinlassen.

Er öffnete die Tür seiner Loge. Der Polizeirat trat hinein. Was er schon aus dem Misstrauen und Zögern des Portiers entnommen hatte, bestätigte sich, der Portier war allein. Es war das Erste, was der Polizeirat sah.

Ein Zweites war eine zweite Tür in dem Stübchen, die in das Innere des Gebäudes führte.

Ich komme im Namen des Gesetzes, sagte der Polizeirat zu dem Portier, Sie werden nicht das geringste Geräusch machen.

Unterdessen war er schon zu der Seitentür gegangen; er untersuchte sie, bemerkte einen Riegel und schob ihn vor.

Im Namen des Gesetzes! Den ehrlichsten Menschen, der sich auch nicht der geringsten Gesetzesübertretung bewusst ist, treffen die paar Worte wie ein elektrischer Schlag.

Auch den Portier hatten sie so getroffen, aber nur einen kurzen Augenblick. – Im Namen des Gesetzes! In dem großen Berlin konnte in einer einsamen Portierloge jeder Lump sie sagen und sich dabei für Gott weiß was ausgeben, um irgend ein Verbrechen zu verüben. Es war schon oft so passiert.

He! rief der Portier. Was machen Sie da, und wer sind Sie?

Der Polizeirat zog ruhig seine Karte hervor, die er dem Portier zeigte.

Der Portier sah darauf den Polizeirat genauer an.

Ah, Herr Polizeirat –

Kennen Sie mich?

Jetzt, ja. Was haben Sie zu befehlen?

Es waren nicht viele Menschen in Berlin, die den Polizeirat nicht kannten, wenn sie sich ihn genauer ansahen.

Ich kann mich auf Sie verlassen, Portier? fragte der Polizeirat.

Wie würde ich sonst Portier in einem so angesehenen Hause sein?

Richtig. In diesem Hause wohnt ein Graf Romkewicz?

Ein Pole.

Wie lebt er?

Er ist unverheiratet, aber er macht ein Haus. Er muss reich sein, auch hat er Bediente und Equipagen.

Sehen Sie ihn oft?

Selten, und meist nur in der Nacht.

Ah, in der Nacht! Aber meist nur? Sie sehen ihn also auch bei Tage?

Sehr selten.

Also doch!

Der Polizeirat stutzte doch über die Mitteilung; aber er fuhr fort:

Der Graf empfängt Besuch?

Oft, aber diesen immer nur bei Nacht.

Wer kommt zu ihm?

Nur die bekanntesten jüngeren Herren des Adels, Gardeoffiziere, Herren von den Gesandtschaften, fremde Herren, die bei Hofe erscheinen.

Sie kennen die Personen?

Gewiss. Manche von ihnen werden auch von den anderen Hohen Herrschaften empfangen, die hier im Hause wohnen.

Sonderbar, musste sich der Polizeirat sagen. Aber es kann auch für die Gewandtheit des Menschen zeugen. Doch auch bei Tage war er hier! Sollte der alte Alemann so frech gewesen sein?

Wann haben Sie den Grafen zuletzt gesehen? fragte er den Portier noch.
Schon seit einigen Tagen sah ich ihn nicht mehr.
Und wo war er seitdem?
In seiner Wohnung, soviel ich weiß.
Von wem wissen Sie es?
Sein Kammerdiener sagte es.
Der alte Taddäus?
So heißt er. Der Alte sagte, der Graf sei unwohl, seine Wunde sei wieder schlimmer geworden. Der Graf hatte sich geschossen.
Ich weiß. Wo ist der Graf in diesem Augenblick?
Wie ich nicht anders weiß, noch immer in seinen Zimmern.
Lieber Portier, ich habe ein kleines Geschäft mit dem Grafen. Sie werden unterdes in ihrer Loge mein Gefangener sein.
Der Herr Polizeirat trauen mir nicht?
Es ist nur um ihretwillen, mein lieber Portier.
Der Portier verwunderte sich wohl, aber er konnte nicht weiter widersprechen.
Schmidt! rief der Polizeirat nach der nur angelehnten Haustür hin.
Der lange Gendarm erschien in der Tür.
Der Herr Polizeirat befehlen?
Alle!
Die beiden Gendarmen traten mit der blonden Ida in den Flur.
Den Gendarm Schmidt ließ der Polizeirat in die Portierloge treten.
Sie bleiben hier, Schmidt, bei dem braven Portier, und unterstützen ihn in seinem Bestreben, meine Anwesenheit vor jedermann geheim zu halten.
Zu Befehl, Herr Polizeirat.
Sie haben doch auch verstanden, Herr Portier?
Sehr wohl.

Sonst kann herein, wer will. Hinaus jeder, nur mit Ausnahme eines, den Sie kennen, Schmidt, und sämtlicher Leute des Grafen Romkewicz, die Sie kennen, Portier. Adieu!

Er verließ die Portierstube.

Der Portier und der lange Gendarm Schmidt blieben darin zurück.

Führe uns weiter, sagte der Polizeirat zu dem Mädchen.

Das Mädchen ging tiefer in den Hausflur hinein. Der Polizeirat und der russische Kollegienrat und hinter ihnen der zweite Gendarm folgten ihr.

Sie traten in den Hof, durchschritten den Säulengang und standen vor der Front eines zweiten Gebäudes, das von beiden Seiten durch seine Flügel mit dem vorderen, bis an die Linden sich streckenden Hauptgebäude verbunden war. Das zweite Gebäude schien an Umfang wie an Eleganz dem Hauptgebäude nichts nachzugeben.

Ein hellerleuchtetes Portal sollte sie hineinführen.

Werden wir da drinnen Leuten begegnen? fragte der Polizeirat das Mädchen.

Vorhin war alles leer.

Haben wir noch einen weiten Weg bis zu der Stube, in der die Polin ist?

O ja.

Beschreibe ihn.

Wir müssen durch drei Gänge und über zwei Treppen.

Sind Treppen und Gänge erleuchtet?

Nur wenig.

Sollte die Fremde den, den sie erwartete, in dem Stübchen treffen?

Er werde dort zu ihr kommen, sagte der alte Taddäus.

Das Mädchen führte sie weiter, in einen Gang rechts, eine Treppe hinauf, in einen zweiten Gang, ganz wie sie es vorher gesagt hatte.

Treppen und Gänge waren nur schwach beleuchtet. Sie waren schmal, nicht besonders elegant, aber überall mit

Strohmatte belegt. Man war in einem vornehmen Hause, aber offenbar in demjenigen Teile, in dem die Stuben der Domestiken, Vorratskammern und ähnliche Räume sich befanden.

In der Tat herrschte überall eine durch nichts unterbrochene Stille, und für Herrschaften wie Domestiken war in diesem vornehmen Hotel die Zeit des Schlafes noch lange nicht angebrochen.

Auch die Schritte der vier Personen glitten auf den Strohmatten fast unhörbar dahin.

Zu Ende des dritten Ganges kamen sie in einen kleinen, offenen Vorsaal.

Dort! sagte das Mädchen, indem sie auf die zweite Tür rechts zeigte.

Der Polizeirat sann ein paar Sekunden nach.

Geh hinein, sagte er zu dem Mädchen, benimm dich völlig unbefangen.

Ich hätte zwei Wege. Die Polin ist drinnen und mit ihr nur der Alte. Wir könnten auch hineingehen, den Alten arretieren und so den andern erwarten, der müsste uns von selbst in die Arme laufen. Aber die arme Verlassene wäre Zeugin der Verhaftung, in dem ersten Augenblicke des Wiedersehens; es wäre grausam. Ich warte hier auf ihn. Hier muss er vorbeikommen. So erfährt sie es nur hinterher. Könnte er freilich auf einem andern Wege in das Zimmer, die Szene wäre ihr dann nicht zu ersparen. Entgehen könnte er uns auch dann nicht. Man hört hier jedes Wort, das drinnen gesprochen wird.

Der Vorsaal hatte ein paar Fenstervertiefungen und eine Ofennische in der Nähe des Ganges, aus dem sie gekommen waren.

Dort verbergen Sie sich, befahl er dem Gendarmen. Gehen wir in jene Fenstervertiefung, sagte er zu dem Kollegenrat.

Das Fenster befand sich dem Gange gerade gegenüber. Sie konnten weit in dieses hineinsehen; sie selbst waren durch die Vorhänge des Fensters verdeckt.

Die tiefe Stille, die fortwährend umher herrschte, war nur durch einzelne Worte unterbrochen, die dann und wann in der Stube gesprochen wurden, in welche das Mädchen gegangen war. Die Worte selbst waren in der Vertiefung kaum zu verstehen; die Stimmen der Redenden waren aber zu unterscheiden.

Es waren drei Stimmen, die eines Mannes, die der Josepha Wagner, die der blonden Ida.

Der Kollegienrat kannte nur die letztere. Der Polizeirat kannte auch die der armen Polin. Es war eine sanfte, klagende Stimme, und doch sprach sie manchmal in so glücklichen, seligen Tönen. Der alte Taddäus hatte ihr dann wohl Erfreuliches von dem Geliebten erzählt, den sie wiedersehen sollte, und das gepresste Herz ging ihr auf in der Hoffnung des Wiedersehens.

Sollte sie ihn dennoch nicht wiedersehen? Der Polizeirat wurde doch unruhig hinter seinem Fenstervorhänge und ihm war es manchmal, als wenn das Herz sich ihm zuschnüren wolle.

Aber was soll man machen? Der Dienst will es einmal so. Und dann, warum ist er ein so gemeiner und gefährlicher Verbrecher? – Allein, ist er das denn wirklich? Sieht es denn hier nur im Geringsten danach aus? – Es ist ein Rätsel. Nun, in wenigen Augenblicken muss es sich lösen. Zwischen elf und zwölf Uhr wollte er hier sein; jetzt zeigt meine Uhr gerade zwanzig Minuten über elf. – Er wird sich doch verwundern! Auf einmal hier so abgefangen zu werden! Wo er sich so völlig sicher glaubte. Er konnte es. Das ist hier wie in einem weitläufigen alten Schlosse; wer nicht genau Bescheid weiß, findet sich nicht zurecht. Und nur seine Freunde kommen hierher und nur bei Nacht. Bei Tage war nur der alte, getreue Taddäus da und der berichtete dann nach draußen den

Leuten über seinen Herrn, der freilich unterdes ganz anderswo saß. Wenn ich nur wüsste, unter welchem Vorwande er sich in die Stadtvogtei eingeschmuggelt, welches gräuliche hochverräterische Attentat er den Leuten vorgeschwindelt hat. Nun, ich werde auch das jetzt erfahren. – Die arme Josepha Wagner tut mir nur leid. Wenn man wissen könnte, dass sie ihn zu bessern, zu einem soliden Leben zurückzuführen vermöchte – aber es geht ja nicht. Horch! Da naht sich ein sicherer, langsamer, gemächlicher Schritt. Es ist halb zwölf; er muss es sein.

Ziehen Sie sich besser hinter den Vorhang zurück, sagte der Polizeirat zu seinem Begleiter, dass man Sie nicht sehen kann. Und dann fassen Sie den Ankommenden genau ins Auge, ob es der Rechte, der Graf Ostrowski ist. Ich werde, sagte der Kollegienrat.

Ein einzelner Mensch kam mit jenem langsamen, sicheren Schritte den Gang hinauf. Er kam näher, und trotz des allerdings schwachen Lichtes der nächsten Laternen, die den Gang erhellten, erkannte man dennoch die Gestalt, die Umrisse, die Züge des Gesichts. Es war eine hohe, kräftige Gestalt, ein schönes, vornehm geschnittenes Gesicht, ein schwarzer, krauser Bart. Den linken Arm trug er noch in der Binde.

Wer ist es? fragte der Polizeirat den Polen an seiner Seite. Kein Zweifel, der Graf Ostrowski.

Und mein schwarzer Nachtrabe!

Der Graf Ostrowski oder der schwarze Nachtrabe oder wer er sonst war hatte den offenen Vorsaal erreicht. Ohne sich umzusehen ging er sicher, sorglos nach der zweiten Tür rechts. Er musste an der Ofennische vorbeigehen, hinter der der Gendarm stand.

Zugegriffen! rief der Polizeirat dem Gendarm zu. Der Gendarm hatte wie mit eiserner Faust den Arm des unmittelbar an ihm Vorbeischreitenden gefasst, den rechten; den linken in der Binde konnte der Gefangene

ohnehin nicht rühren. So konnte er fast kein Glied seines Körpers rühren.

Teufel! seufzte er laut. Aber er musste sich gefangen geben, ohne dass er Widerstand leisten konnte.

Endlich habe ich dich wieder, schwarzer Nachtrabe, sagte der Polizeirat. Zum zweiten Male entkommst du mir nicht.

Er sagte es triumphierend. Er war einmal Polizeimann.

Der Kollegienrat war ebenfalls hervorgetreten; er hatte es müssen. Der Verräter konnte es nur frech.

Auch ich bin glücklich, Herr Graf Ostrowski, Sie wieder zu sehen.

Der Gefangene hatte weder für den einen noch für den anderen einen Blick. Seine Verhaftung hatte Lärm in dem stillen Hause gemacht.

Die zweite Tür rechts wurde aufgerissen, eine schöne, bleiche Frau stürzte heraus.

Woiczek! Mein geliebter, mein armer Woiczek! und ohnmächtig lag sie in seinen gelähmten Armen.

Er konnte sie umfassen, mit einem Blicke der Verzweiflung.

O, zum Teufel, sagte der Polizeirat, dem es war, als wenn das Herz sich ihm wirklich zuschnüren wolle. Die Arme! Sie hat ihn wiedergesehen, um ihn für immer zu verlieren. Hier wird er geköpft. Drüben wird er gehängt. Dafür dienen zu müssen – ah, es ist doch ein verzweifelt schweres Stück Arbeit! – Aber jetzt sofort mit ihm zur Stadtvogtei und zuerst zu dem Herrn Polizeipräsidenten. Nun, der wird sich noch mehr verwundern, wenn ich ihm seinen Gefangenen wiederbringe, von dem ich nichts wissen sollte!

Überraschende Aufklärung im Schlusskapitel: Es gibt zwei Grafen Ostrowski, gleich aussehende Brüder, der eine kriminell, der andere redlich. Aus der Verwechslung beider entwickelt sich die Geschichte.

Aus *Dunkle Wege* (1863)

Eine westfälische Bauerngeschichte

Tacitus erzählt uns, wie die alten Deutschen nicht in Städten und Dörfern zusammen, sondern einzeln auf zerstreuten Höfen wohnten.

So pflegt jetzt überall der Adel auf dem Lande zu wohnen.

So wohnt in Westfalen noch heute der Bauer.

Und mancher Bauernhof Westfalens ist größer und umfangreicher und hat einen höheren Wert als anderswo ein Edelsitz, der zu den bedeutendsten seiner Provinz gerechnet wird.

Sie führen ein gar eigentümliches Leben, die reichen westfälischen Bauern, auf diesen Bauernhöfen, die großen Edelhöfen gleichen.

Fest am Alten hängend, wie die tausendjährigen Eichen vor dem Hause in dem harten, lehmigen Boden wurzeln, haben sie doch die neuere Zivilisation nicht spurlos an sich vorübergehen lassen. Leben, Sitten, Vorurteile und selbst Aberglauben der Altvorderen werden getreulich bewahrt, am meisten die stolze, aristokratische Gesinnung, von anderen der Bauernhochmut genannt. Der Komfort des modernen Lebens wird hinzugenommen, der Geist der höheren Bildung dringt von so vielen Seiten unaufhaltsam mehr und mehr hinein.

Ein solches Leben erzeugt und zeigt die sonderbarsten Kontraste. Aber immer ist es ein Leben der Redlichkeit, der Treue, der Bravheit. Denn sein guter, fester Grund ist und bleibt die alte, feste westfälische Treue und Redlichkeit.

Zu beiden Seiten der Ruhr entlang zieht sich ein gut Stück des echten westfälischen Bauernlebens.

An der westlichen Abdachung des hohen Gebirges liegt dort der Limberger Schulzenhof. Es ist der bedeutendste Bauernhof der Gegend. Aber es ist noch ganz der alte westfälische Bauernhof, mit seinen endlosen Äckern, seinen ungeheuren Waldungen und seinen Weiden und Wiesen in dem Tallande. Auch die Hofgebäude haben noch die alte, seit vielen Jahrhunderten hergebrachte Form: das lange, niedrige Bauernhaus mit seinem weiten und breiten Strohdache, ihm gegenüber das kleinere Leibzuchthaus; erbaut zwischen beiden die Scheunen, Schuppen, Stallungen. Und wenn man das Bauernhaus betritt, so tritt man auch noch sofort in die große Küche mit dem mächtigen Herde, auf dem ein Dutzend Kessel und Töpfe über dem Feuer hängen und um den herum zwei Dutzend Menschen bequem sitzen und sich erwärmen können.

Dann aber zeigt sich der neue Komfort in einem Anbau von einer Reihe hoher, heller Zimmer mit Tapeten und Spiegeln und Sofas und Fauteuils und was sonst zur Ausschmückung und Bequemlichkeit eines eleganten Zimmers gehört. Der Edelmann hat es in seinem Schlosse wohl prunkvoller, vielleicht auch geschmackvoller; aber kostbarer, solider und bequemer nicht.

Das Haus des Limberger Hofes selbst mit seinen Umgebungen, der besonders und eigentlich sogenannte Hof, lag noch im Gebirge.

Die Landstraße führte ungefähr zweihundert Schritt weit an ihm vorüber. Eine Allee von Obstbäumen verband Straße und Hof miteinander. Sie war neueren Ursprungs.

Die Landstraße war eines Tages ungewöhnlich besucht. Es war um die Mittagszeit eines schönen Maitages. Die Menschen kamen zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen herbei. Es waren meist Landleute. Aber auch ein paar städtische Equipagen waren darunter. Alle bogen in die Allee von Obstbäumen ein, die zu dem Limberger Schulzenhofe

führte. Sie kamen von beiden Seiten der Landstraße heran. Die Leute trugen ihre Sonntagskleidung, bunt genug, besonders die Frauen. In den städtischen Equipagen sah man nur dunkle Trauergewänder. In diesen Wagen herrschte Stille; die andern waren laut, sie lachten, sie scherzten. Als sie die Einfriedung des Hofes erreicht hatten, wurden auch sie still.

Auf dem Hofe waren schon viele Menschen versammelt. Die Zahl wuchs nach und nach auf vielleicht dreihundert an.

Sie bewegten sich umher und auseinander, in der großen Küche des Schulzenhauses, deren Tür weit offen stand, unter den Schatten der uralten Eichen rings umher, in den Gängen und Lauben des großen Gartens hinter dem Hause, in den Scheunen und Schuppen und Ställen.

Nur das Leibzuchthaus lag still und verlassen da. Es wurde gemieden. Mit seinen festverschlossenen Fensterläden sah es aus wie ein Totenhaus.

Es war ein Leichenhaus.

Die Anwesenden sprachen leise miteinander, sie plauderten, aber flüsternd; sie scherzten, aber mit unterdrücktem Lachen.

Die große Wanduhr in der Küche schlug zwölf, die Mittagszeit.

Es entstand Unruhe auf dem Hofe, unter allen den Hunderten von Menschen. Der eigentliche Hof wurde verlassen. Man drängte sich nach der Hinterseite der Scheunen und Schuppen.

Lange Tische waren dort reihenweise unter den Bäumen gedeckt. Bänke standen zu beiden Seiten davor.

Alles nahm Platz an den Tischen. Es blieb noch Raum übrig.

Aus den Schuppen und Scheunen – sie waren zu improvisierten Küchen eingerichtet – wurden Speisen herbeigetragen: Kessel voll Suppe, Kessel voll Gemüse, auf ungeheueren blanken, zinnernen Schüsseln Braten, Schin-

ken, Würste. Es schien unmöglich, dass alle die Hunderte von Menschen das alles aufzehren könnten.

Tonnen von Bier lagen schon zur Seite.

Die Mahlzeit der Gäste begann; das Leichenmahl der Leichengäste; nach der uralten Sitte des westfälischen Bauernlebens.

Die ganze Bauerschaft hatte geladen werden und erscheinen müssen, Angehörige wie Nichtangehörige; Schulzen, Vollbauern, Halbbauern, Kötter. Familienergebnisse, in Leid wie in Freud, mussten auch die Grenzen und den Stolz der Aristokratie zurückdrängen. Über die Bauerschaft hinaus waren die Einladungen ergangen, an Verwandte, an Freunde. Hier hatte die Aristokratie wieder ihr Recht.

Die Gäste wurden laut; sie wurden lauter. Zu den Tonnen Bier kamen Fässchen mit Branntwein.

Die uralte Sitte erforderte das alles.

In einem Gemache jenes neuen Anbaues an dem Schulzenhause saßen unterdes sechs Personen beisammen. Sie waren in Trauerkleidung; sie hatten die Mienen der Trauer; sie sprachen wenig, mit gedämpften Stimmen, zueinander.

Es war auch ihnen ein Mittagmahl vorgesetzt; ein mäßiges: sie genossen nur wenig davon, einige gar nichts.

Es waren die nächsten Leidtragenden, die Kinder und Schwiegerkinder der Verstorbenen.

Die Verstorbene war die Leibzüchterin des Hofes, die Witwe des vorigen Hofbesitzers.

Ihrer Kinder waren vier. Vier von ihnen waren wenigstens zu ihrem Leichenbegängnis da, zwei mit ihren Gatten.

Zuerst eine große, hagere, blasse Frauengestalt. Sie war die älteste Tochter. Sie trug halb städtische, halb bäuerliche Kleidung. Ihr bleiches Gesicht zeigte Strenge, dennoch Wohlwollen. Sie war unverheiratet. Warum sie es

geblieben war, die Leute wussten es, und sie sprachen auch davon. Sie hatte nie den Hof verlassen.

Ein wohlgenährter, breitschultriger Herr war der zweite. Er hatte ein kluges Gesicht, feine Manieren. Man sah ihm an, dass er in der besten Gesellschaft zu Hause war. Er war der älteste Sohn. Er war einer der bedeutendsten Advokaten in der benachbarten Hauptstadt der Provinz. Der verstorbene Schulze Limberg hatte seinen Sohn studieren lassen. Der junge Mensch hatte Talent gezeigt, und den Hof konnte ja der älteste Sohn nicht bekommen.

Seine Frau war mit ihm. Sie zeigte die brave, stille, aber wohlgebildete Hausfrau.

Eine andere Dame war groß, schön, lebhaft, eine Welt-dame. Nur die tiefe Trauer legte ihr Zurückhaltung auf. Sie war das dritte Kind der Verstorbenen, verheiratet in jener Hauptstadt der Provinz an einen der ersten Kaufleute.

Ihr gleichfalls mit anwesender Mann war der gewandte, nur etwas trockene Geschäftsmann des Komptoirs.

Der Letzte war ein junger Mann von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, eine feine Gestalt, ein schönes, aber bleiches Gesicht. Hatte die Trauer es nur jetzt gebleicht oder schon länger ein kränkliches oder krankhaftes Wesen? Man konnte es nicht unterscheiden. Jedenfalls zog das Gesicht an durch eine außerordentliche Güte und eine fast schüchterne Milde, die sich darin aussprachen. Er war der jüngste Sohn der Verstorbenen, und daher nach dem uralten Rechte des Landes und des Hofes früher der Anerbe, der Herr, der alleinige Eigentümer des großen und reichen Limberger Schulzenhofes. Er war unverheiratet.

Er und die ältere Schwester waren von einer tiefen Trauer ergriffen. Sie hatten mit der verstorbenen Mutter stets auf dem Hofe zusammen gelebt. Die anderen waren früh in die Welt hinausgekommen.

Sie waren es, die von den Speisen nichts anrührten. Sie saßen nur in schmerzlichem Schweigen an der Tafel.

Die ältere Schwester musste dennoch ein allgemeines Gespräch anregen. Es gehörte zu der Trauer.

Seit wie langer Zeit sind wir hier nicht alle beisammen gewesen! Der Tod der Mutter musste uns vereinigen. Das Unglück vereint freilich immer eher als das Glück. Es ist auch gut so. Um so trauriger für uns, dass uns doch einer heute fehlen muss.

Hast du, wandte sie sich an den Advokaten, kürzlich Nachrichten von dem armen Franz erhalten?

Ich erhalte, wie ihr wisst, erwiderte der Advokat, monatlich regelmäßig einen Bericht von dem Direktor der Anstalt. Den letzten habe ich vor vierzehn Tagen bekommen.

Und wie lautet er?

Nicht tröstlich, wie ihr denken könnt. Ich hätte ihn euch sonst längst mitgeteilt.

Der Zustand des unglücklichen Bruders ist noch immer derselbe?

Noch immer. Das Bild jener Person will ihn nicht verlassen. Es beherrscht bei Tage seine Gedanken, lebt des Nachts in seinen Träumen. Es ist, als wenn es ihn verzaubert habe.

Gibt der Direktor noch Hoffnung auf seine Heilung?

Doch. Die Schwärmerei des Kranken, schreibt der Direktor, sei seit einiger Zeit eine stillere geworden. In letzterer Zeit habe er sogar mit ihm über den Gegenstand seiner Schwärmerei sprechen können. Der Bruder habe ihn ruhig angehört, was früher nie der Fall gewesen, und sei dann in ein stilles Nachdenken versunken, in dem er offenbar den Gedanken erwogen habe, dass es eine gemeine Verbrecherin sei, die sein Herz gleich einem höheren Wesen anbetete. Das könne nun allerdings zu einem unheilbaren Tiefsinn hinführen. Wahrscheinlich siege aber der Geist, ringe sich aus der Nacht des Wahnwitzes

heraus, erkenne die Wahrheit und sei dann für immer geheilt und wieder frei. In naher Zeit werde es sich entscheiden. Hoffentlich könne schon der nächste Monatsbericht bestimmtere Anzeichen der Besserung mitteilen.

Gebe Gott das!

Hat man nichts wieder von der Person, der Diebin, gehört? fragte der Kaufmann.

Die Elende! rief mit Abscheu die ältere Schwester. Reden wir nicht von ihr. Wenigstens heute nicht.

Der jüngste Bruder, der Schulze Limberg, hatte noch nicht gesprochen. Die Worte der Schwester machten ihn unruhig. Er wollte ihr etwas entgegen; die Strenge der älteren Schwester imponierte seiner Schüchternheit. Er musste doch sprechen, schüchtern, leise, milde.

Gerade heute, liebe Katharina. Der Tod soll auch die Lebenden untereinander versöhnen. Der Geist unserer verklärten Mutter sieht nur mit Liebe auf uns herab. Wie könnte ich gerade heute, da wir ihren Leib zur Erde bestatten, an einen Nebenmenschen mit Hass denken?

Die Schwester war gereizt.

Auch an eine Diebin nicht, sagte sie, die deinen Bruder, die uns alle unglücklich gemacht hat?

Auch an sie nicht, Katharina. Und wer ist am Ende unglücklicher? Der Bruder, der kein Bewusstsein von seinem traurigen Zustande hat? Oder jene Arme, der täglich, stündlich ihr Gewissen ihr Verbrechen, ihre Schande, ihre Verdorbenheit vorhält? Ich gestehe, ich kann nur mit dem innigsten Mitleide an sie denken. Mit Schmerz an den unglücklichen Franz. Mit Trauer an die unglückliche Verbrecherin.

Die Schwester wollte etwas erwidern.

Der Advokat kam ihr zuvor.

Die Person war zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Sie muss, wenn ich richtig rechne, diese Strafe in wenigen Tagen oder in den nächsten Tagen verbüßt haben. Ge-

hört habe ich übrigens nichts von ihr. Es ist weit von hier, wo sie sitzt, in einem anderen deutschen Lande, von dem wenige Kunde bis zu uns kommt.

Ich meine, sagte die Frau des Advokaten, einmal von ihr gehört zu haben, sie führe sich außerordentlich musterhaft in dem Zuchthause auf.

In der Tat, so kamen Nachrichten. Man habe in der Anstalt nie eine reuigere Verbrecherin gehabt.

Siehst du, Katharina? sagte der Schulze Limberg, der, nachdem er seine Schüchternheit einmal überwunden hatte, in seiner Gutmütigkeit desto zäher wurde.

Die Schwester wurde diesmal durch etwas anderes an einer Erwiderung verhindert.

Eine Dienstmagd trat in das Zimmer. Sie hatte, wie es schien, etwas Wichtiges oder Sonderbares mitzuteilen. Sie wandte sich an die ältere Schwester, die Herrin im Hause, weil sie dem unverheirateten Herrn die Wirtschaft führte.

Mamsell, ein paar Worte.

Mamsell wurde die Schwester des Hofherrn genannt, wenn man zu ihr sprach; wenn von ihr: Mamsell Katharina. Die »Mamsell Katharina auf dem Limbergs-Hofe« war in der ganzen Gegend bekannt und geehrt und geliebt wegen ihrer Wohltätigkeit, die sie für die Armen, wegen ihres guten Rats und ihrer Hilfe, die sie für jedermann hatte, selbst wegen der sittlichen Strenge, mit der sie das Gute belobte, das Schlechte verdammt.

Die Mamsell stand auf und trat mit der Magd an ein Fenster.

Die Magd sprach leise, eilig und angelegentlich zu ihr.

Die Mamsell hörte ihr ruhig zu.

Das muss der Herr entscheiden, sagte sie dann. Ich werde ihn fragen. Warte so lange.

Sie kehrte an den Tisch zurück.

Da ist ein sonderbarer Fall, Schulze – so nannte sie den Hofherren –, den ich nicht auf mich nehmen mag. In

dem Postwagen, der täglich um diese Stunde auf der Landstraße hier vorbeikommt, ist plötzlich eine Person krank geworden. Bis zur nächsten Station haben sie noch anderthalb Stunden. So lange könne sie das Fahren nicht aushalten, hat der Schirrmeister gemeint, und er bringt sie nun hierher und bittet, dass wir sie aufnehmen möchten. Sie sei nur sehr schwach, sie sei weit hergekommen, immer durchgefahren und es tue ihr nur Ruhe not. Morgen Mittag kommt der Wagen wieder vorbei, und dann wolle er sie abholen.

Und da wolltest du mich fragen, Schwester, sagte der Schulze, ob wir die Person aufnehmen sollten?

Sie ist eine Wildfremde. –

Katharina, von dem Schulzenhofe zu Limberg wurde noch kein Mensch zurückgewiesen, der in Not war, und unter unserer braven Mutter und deiner Wirtschaft ist die Wohltätigkeit auf dem Limberge sprichwörtlich geworden.

Du bist der Herr hier, Schulze.

Und du ein besserer Engel der Armen als die beste Hausfrau.

Die Mamsell wandte sich an die Magd.

Die Person kann also bleiben, Grethe. Wo ist sie jetzt?

Sie sitzt an dem Hause auf einem Stuhl. Ich musste ihr einen Trunk frischen Wassers geben.

Führe sie in das Haus.

Und wohin, Mamsell?

Wie sieht sie eigentlich aus?

Wie so eine Stadtmamsell. Sehr reputierlich. Sie scheint ganz ordentlicher Leute Kind zu sein.

Sie ist noch jung?

Und ein gewaltig schönes Frauenzimmer, Mamsell, nur schrecklich blass im Gesichte.

In der Mamsell war mehr und mehr das regste Mitleiden wach geworden.

Führe sie in die blaue Fremdenstube, Grethe, und lasse sie sich da gleich in das Bett legen. Du hilfst ihr und bleibst dann bei ihr, bloß für sie, und besorgst ihr, was sie nötig hat. – Du bist eine erfahrene Person. Wenn wir von dem Leichenbegängnisse zurückkommen, werde ich selbst nach ihr sehen. Jetzt habe ich keine Zeit mehr.

Die Magd ging.

Die Mamsell hatte wirklich keine Zeit mehr. Das Leichenbegängnis musste vor sich gehen.

Die Gäste an den langen Tischen draußen hatten ihre Mahlzeit beendet. Sie waren schon lange laut geworden, sehr laut. Wer sie an dem Leichenmahle sah, hätte geglaubt, ein fröhliches Hochzeitsmahl zu sehen. Der Lärm war bis in das Zimmer gedrungen, in dem die Kinder der Verstorbenen in ihrer schmerzlichen Trauer beisammen saßen.

Auf einmal, wie in Folge eines Zauberschlages, war er verstummt. Es war fast Totenstille eingetreten.

Unmittelbar darauf erhob sich vor der Leibzüchterei, dem Leichenhause, ein feierlicher Trauergesang. Nur helle Kinderstimmen sangen ihn; eine einzige sonore Männerstimme klang dazwischen.

Es war der Küster mit der Schuljugend des benachbarten Dorfes. Der Gesang rief zum Beginn des Leichenzuges.

Der Leichenwagen fuhr vor. Es war ein Leiterwagen des Hofes. Ein grüner musste es sein.

Der Zug ordnete sich. Zuerst die Männer, dann die Frauen. Voran die Schulzen, dann die Vollbauern, dann die Halbbauern, dann die Kötter, zuletzt die Knechte des Hofes. Die Frauen gingen darauf in gleicher aristokratischer Rangordnung.

Die Knechte des Hofes hatten vorher den Sarg aus dem Leibzüchterhause abgeholt und auf den Leichenwagen gestellt.

Der Wagen war einfach und mit zwei braunen Pferden des Hofes bespannt. Sie trugen nur schwarzes Geschirr.

Der Fuhrmann, ein Knecht des Hofes, saß vorn auf dem Wagen, dicht hinter den Pferden. Er war der Einzige, der einen schwarzen Rock trug. Andere Abzeichen führte er nicht.

Die nächsten Leidtragenden fehlten noch. Auch sie kamen aus dem Schulzenhause; zuerst die Männer, dann die Frauen. Unter den Männern war der jüngste, der Schulze, der Erste, ihm folgte der Advokat, diesem der Kaufmann. Unter den Frauen ging die älteste Tochter, die Mamsell Katharina, voran.

Gerade als sie aus dem Hause traten, wurde von der Seite die Fremde, der auf dem Hofe Quartier gegeben war, dem Hause zugeführt. Sie hatte unter einer alten Eiche ausgeruht. Der Stuhl stand noch da. Sie musste sehr schwach sein. Der Schirrmeister und die Magd hatten sie untergefasst. Ihr Gesicht war schneeweiß, aber auch in der Blässe des Todes von einer blendenden, zauberisch ergreifenden Schönheit.

Die Mamsell musste dieses schöne Gesicht unwillkürlich mit einem tief ernsten, prüfenden, fast durchdringenden Blick betrachten.

Der junge Schulze ließ mit einer sonderbaren, inneren Bewegung sein Auge auf ihm ruhen.

Sie mussten beide weiter, zu dem Leichenzuge.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran der Küster, ihm folgten die singenden Schulkin-

der.

Dann der Leichenwagen.

Unmittelbar hinter ihm gingen die drei nächsten männlichen Leidtragenden. Der Schulze ging in der Mitte der beiden anderen.

Die anderen Männer folgten, wie sie sich vorhin aufgestellt hatten.

Ihnen die Frauen in gleicher Ordnung. In der Mitte der Schwester und Schwägerin die Mamsell Katharina.

Alle folgten dem Leichenwagen zu Fuße, schweigend.

Der Zug bewegte sich zu dem benachbarten Kirchdorfe, das tiefer zurück im Gebirge lag, von dem Hofe etwa eine Viertelmeile entfernt.

Dort auf dem Pfarrkirchhofe musste die Leiche begraben werden.

Eine besondere Grabstätte, eine Familiengruft auf dem Schulzenhofe gestattete die bauerliche Sitte nicht.

Auf dem Kirchhofe empfing sie der Pfarrer.

Die Bestattung erfolgte nach den religiösen Gebräuchen. Nachdem sie beendet war, zerstreute der ganze Leichenzug sich nach den verschiedensten Seiten, jeder Einzelne, wohin er wollte oder musste. Die Leichenfeier war zuende.

Die sechs Geschwister kehrten nach dem Limberger Hofe zurück. Ein Wagen, der ihnen nachgefahren war, holte sie ab.

Die Geschwister fanden sich wieder in dem Zimmer zusammen, in dem sie zu dem stillen Trauermahle versammelt gewesen waren.

Die Lücke, die der Tod in einer Familie gemacht hat, die Zurückgebliebenen werden ihrer recht sich erst dann bewusst, wenn sie den Toten der Erde zurückgegeben haben und nun von dem letzten Gange mit ihm in das Trauerhaus zurückkehren. Der geliebte Tote, den sie immer da sahen, ist nicht mehr da. Die Lücke wird zu einer unendlichen Leere. Auch wo man ihn nie gesehen hatte, jetzt vermisst man ihn dort überall. Und wo ist er? Da hinten auf dem einsamen Kirchhofe, in der finsternen Nacht, in der Tiefe der Erde, zwischen Gräbern und Toten, einsam, verlassen, selbst ein Toter, und doch sieht man ihn nur lebend, in dem weißen Leichentuche und umherschreitend, vor Frost sich schüttelnd, mit den offenen Augen vor sich hinstarrend, seine Lieben suchend, das Kind die schützende Mutter, die Mutter die geliebten Kinder; sie suchen die Lebendigen unter den Toten, sie sehen sich nur unter Toten.

So träumt der Lebendige von den Toten, und er schüttelt sich, und er muss sich andere Gedanken machen.
Die Mamsell nahm den ältesten Bruder, den Advokaten, auf die Seite. »Doktor« und »der Doktor« nannte sie ihn, denn er war Doktor der Rechte. Sie sprach lange mit ihm sehr leise. Er nickte ihr beistimmend zu.
Und du machst es gleich heute ab? sagte sie zuletzt.
Ja, Schwester. Es bleibt mir noch immer Zeit, heute Abend nach Hause zurückzukommen.
So werde ich dich mit ihm allein lassen.
Noch eins, sagte sie dann. Du tust es nicht umsonst. Du bist der Advokat des Hofes; es wird dir auch das bezahlt werden.
Gut, Schwester, erwiderte der Advokat, als wenn es sich von selbst verstehe.
Er war der Advokat des reichen Limberger Hofes. Hätte er nicht studiert, so wäre er vielleicht jetzt der erste Knecht des Hofes und seines jüngsten Bruders gewesen.
Wir lassen den Doktor wohl auf ein Viertelstündchen mit dem Schulzen allein, sagte die Mamsell zu den anderen.
Sie folgten ihr in ein Nebenzimmer.
Der Advokat und der Schulze waren allein.
Der Advokat hatte das trockenste Gesichtsgesicht.
Der Schulze hatte aus dem blassen, kummervollen Gesichte die Tränen wegzuwischen gesucht. Auch seine Miene konnte trotzdem keine geschäftliche werden, als der Advokat sich ihm näherte.
Sie begannen ein rein geschäftliches Gespräch, freilich zu Anfang ohne sonderliche Teilnahme von Seiten des jungen Schulzen.
Die zehntausend Taler, sagte der Advokat, habe ich für dich an den Baron Rampach ausgeliehen. Das Hypothekendokument werde ich dir nächstens zustellen.
Gut, Bruder, ich danke dir.

Ich habe nun noch fünfzehntausend Taler für dich in der Kassa. Ich hoffe, sie auch bald sicher und gut unterbringen zu können.

Ich überlasse alles dir, Bruder.

Der Holzhändler in Amsterdam, der vor vier Wochen hier war, hat wieder an mich geschrieben.

Es kann nichts daraus werden, Bruder.

Du solltest dich doch besinnen, Bruder Ernst. Er bietet dir jetzt viertausend Taler mehr, nämlich vierundsechzigtausend.

Der junge Schulze wurde auf einmal lebhaft.

Und wenn er mir siebzig, wenn er mir hunderttausend böte.

Aber bedenke, Bruder. Es ist ein hübsches Geld und einzig und allein für die Eichen in der östlichen Holzung. Du behältst Holz genug, und du könntest für das Geld das Rittergut Sanden kaufen. Es grenzt an deinen Hof und der Baron ist in Not. Solch eine Gelegenheit kommt nicht wieder.

Nein, nein, Bruder. Ich kann mich von dem Holze nicht trennen.

Das ist Vorurteil, Bruder Ernst. Der Schlag der Eichen wäre ein rein wirtschaftlicher. Du musst es selbst am besten wissen. Du warst ein Jahr auf der Forstakademie. Aber weil der Bauer hier zu Lande überhaupt an nichts zäher als an seinem Holzbestande hängt, so willst auch du nicht.

Du magst Recht haben, Bruder. Ich glaube, du hast es. Aber ich kann nicht.

Es ist dir ein Schaden von vierzig- bis fünfzigtausend Talern.

Wenn auch. Und dann bedenke die Schwester Katharina. Es wäre ihr Tod.

Ah, sagte der Advokat, ich sehe schon. Die Schwester Katharina ist es. An sie hatte ich freilich nicht gedacht. Ja, ich glaube, sie würde nicht mehr schlafen können,

wenn sie den vollen Eichenkamp nicht mehr auf dem Limberger Hofe sähe. Geben wir daher die Sache auf. Ich werde dem Amsterdamer abschreiben.
Dem Schulzen fiel ein Stein vom Herzen.
Das Herz sollte ihm doch wieder schwer werden.
Ich habe nun noch einen Auftrag von der Katharina an dich, fuhr der Advokat fort.
Von der Schwester Katharina?
Sie wünscht, dass du endlich daran denken mögest, dich zu verheiraten.
Der junge Mann lächelte schmerzlich.
Ich verbinde meine Bitte mit der ihrigen, sprach der Advokat weiter. Wir alle. Du bist achtundzwanzig Jahre alt, und es muss eine Frau auf den Hof.
Die Katharina ist die beste, die hierher kommen kann, sagte der Schulze.
Aber sie zählt schon achtundvierzig. Sie fängt an, sich nach Ruhe zu sehnen.
Sie sagte dir das, Bruder?
Ja, und es ist ihr Ernst.
Der junge Schulze wurde nachdenklich.
Und dann, fuhr der Advokat fort, hat sie noch einen Grund, den ich ebenfalls nicht verwerfen mag. Seit anderthalb hundert Jahren sind wir Althofs Schulzen auf dem Limberger Hofe. Ich habe nun keine Söhne. Unser armer Bruder Franz ist im Irrenhause, und wer weiß, ob er je geheilt wird. Wenn nun du nicht heiratest, so würde der Name Althof auf dem Hofe aussterben. Der Name Schulze zum Limberge würde auf eine andere Familie übergehen müssen.
Der junge Schulze war unruhig geworden. Er konnte augenscheinlich dem Gewichte der Gründe des Bruders sich nicht entziehen, und er hatte keine Gegen Gründe, wenigstens keine, die er vorbringen mochte.
Der Advokat selbst brachte einen vor.

Die Schwester kommt dir auf mein Bitten entgegen. Sie konnte sich früher nur eine Schulzentochter als Schulzin auf dem Hofe denken. Ich habe sie jetzt überzeugt, dass das nichts für dich ist. Du bist auf Hochschulen gewesen, du bist ein Mensch von vielseitiger Bildung. Eine Bauerntochter kann nicht mehr deine Frau werden. Katharina selbst wünscht, dass du nach deiner freien Wahl dir eine gebildete, auch deinem Geiste ebenbürtige Frau aussuchest.

Der junge Mann war errötet. Er ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab.

Du könntest dir ein Edelfräulein aussuchen, fuhr der Advokat fort, obwohl wir alle das nicht wünschen würden. Denn auch ein Schloss könntest du dir bauen. Der Limberger Schulzenhof trägt zwei adelige Schlösser. Aber genug der Worte, Bruder Ernst. Sieh dich um unter den Töchtern des Landes und lass uns im nächsten Frühjahr hier eine Hochzeit feiern. Schlage ein.

Der junge Mann zögerte. Aber er gab doch dem Advokaten die Hand, langsam, und sein Gesicht war wieder bleich und kummervoll geworden.

Der Advokat öffnete die Tür des Nebenzimmers.

Ihr könnt wieder hereinkommen.

Sie kamen wieder herein.

Die Mamsell Katharina sah den Advokaten fragend an.

Alles gut! nickte er ihr mit dem Kopfe zu.

Die Mamsell öffnete ein Portemonnaie, nahm einen Zehntalerschein heraus und gab ihn dem Advokaten.

Für deine Bemühungen, Doktor.

Der Advokat steckte den Schein so ruhig ein, als wenn er ihn von einem wildfremden Klienten für einen juristischen Rat erhalten hätte.

Er war der Advokat des Schulzenhofes.

Sein Wagen war unterdes angespannt. Seine Geschäfte riefen ihn noch heute zur Stadt zurück.

Auch den Kaufmann die seinigen.

Sie fuhren zusammen ab; beide mit ihren Frauen.
Die älteste Schwester und der jüngste Bruder waren wieder allein.
Sie räumte auf in dem Zimmer.
Er saß am Fenster und träumte.
Sie war mit dem Aufräumen fertig.
Ah, beinahe hätte ich die Kranke, die Fremde vergessen.
Ich muss doch sehen, was sie macht.
Der junge Schulze fuhr plötzlich aus seinen Träumen auf.
Er starrte nach einer alten Eiche hin, die an der Seite des Hauses stand. Ein leerer Stuhl war noch an den mächtigen Stamm gelehnt. Dort hatte die Fremde gesessen. Von dort war sie gekommen, als er zuerst das auch in der Blässe des Todes bezaubernd schöne Gesicht gesehen hatte.
Die Schwester hatte unterdes das Zimmer verlassen, um zu der Kranken zu gehen.

Aus *Schwarzort* (1863)

Ein Schmugglerkrug

Die beiden Dörfer Alt- und Neu-Schwarzort liegen, wie wir sagten, ungefähr eine Viertelmeile auseinander. Sie liegen beide an einem langen Berge, dem höchsten, den man auf der Kurischen Nehrung sieht, der aber in einem Lande der Berge immer nur ein mäßiger Hügel sein würde. Er nimmt fast die ganze Breite der Nehrung ein, die freilich auch dort schmal genug ist. Auf beiden Seiten steil sich in die Höhe ziehend, steht er mit seinem einen Fuße fast unmittelbar in der Ostsee, während sein anderer Fuß beinahe ebenso unmittelbar von den Wellen des Haffs bespült wird. So liegen denn auch die Dörfer Alt- und Neu-Schwarzort an seinem Abhange hinauf, ein Haus immer über dem anderen. Nur ein paar Täler, eigentlich Schluchten, sind da, in denen zu ebener Erde, nach dem Wasser offen, sich einige Wohnungen befinden. In einer dieser Schluchten, einer größeren, liegt malerisch, dicht am Haff, die Kirche der beiden Dörfer, zwischen hohen Ulmen und weißen Birken, neben ihr, von Trauerweiden beschattet, der Kirchhof, auf der anderen Seite, von Obstbäumen umgeben, das freundliche Pfarrhaus. Man wird angenehm überrascht, wenn man zu Schiffe von Schaken nach Memel fahrend, nachdem man beinahe fünfzehn Meilen lang nichts als das öde, sandige, nur mit grauen Fichten bedeckte, traurige Haffufer der Nehrung gesehen hat, auf einmal an dieser heimlichen, grünen Schlucht sich findet, mit ihrem einsamen Kirchlein, ihrem stillen Friedhofe, ihrem freundlichen Pfarrhause. Man fährt nur zu schnell vorüber, um wieder nur graue Fichten und noch grauere kleine und alte Häuschen zu sehen, meist ärmliche Fischerhütten;

denn fast nur aus armen Fischern bestehen die Bewohner der Dörfer Alt- und Neu-Schwarzort.

Neu-Schwarzort liegt ganz auf der Haffseite des Berges.

Vor dem Dorfe Alt-Schwarzort zieht sich ein Teil nach dessen anderer Seite hin, bis an den Strand der Ostsee hinunter. Die grauen Fichten bedecken den Berg zu beiden Seiten. Zwischen ihnen zerstreut liegen die Häuser, manchmal weit voneinander entfernt. Von ihnen entfernt lag zu der Zeit, da sich diese Geschichte zutrug, und fast oben auf dem Schwarzorter Berge, ein sonderbares, langes und weitläufiges altes Gebäude. Es war halb von Steinen aufgebaut und halb von Holz. Eigentlich war es wohl so aufgebaut gewesen. Denn schon damals glich es nur einer Ruine. Der Sage nach war es auch eine Ruine eines alten Schlosses, das die deutschen Ritter schon im dreizehnten Jahrhundert erbaut haben sollten. Zuerst sollte es nur ein Wartturm gewesen sein, von dem aus man weit und breit die Ostsee überschauen konnte. Dann sei es erweitert und die Commenturei habe da gestanden, die später nach dem bequemeren Memel, unmittelbar an der Verbindung von Haff und Ostsee, verlegt worden sei. Ein Teil des Schlosses sei damals abgebrochen; das andere sei in fremde Hände gekommen. Lange habe ein Rittergeschlecht dort gewohnt. Nach dessen Aussterben sei es von Bürgern in Memel angekauft, und es habe seitdem oft seine Eigentümer gewechselt, sei immer mehr verfallen und seit mehr als hundert Jahren gar nicht mehr bewohnt gewesen. Der gegenwärtige Eigentümer habe schon vor längerer Zeit, zu welchem Zwecke wisse man nicht recht, einige Zimmer wohnlich darin herrichten lassen, und seit vielen Jahren schon lasse er eine Art von Kastellan mit dessen Familie darin wohnen.

Das alte Gebäude war übrigens von der Haffseite her nicht zu sehen und lag auch nach der Seite der Ostsee meist zwischen Fichten versteckt; obwohl es selbst eine

weite Aussicht über das Meer hatte. Es wurde in der Gegend die Comturei, auch wohl bloß das Schloss genannt. –

In dem letzten der Häuser des Dorfes Alt-Schwarzort nach der Seite von Neu-Schwarzort hin waren mehrere Fenster erleuchtet.

Das Haus lag einsam, ganz allein in einer engen Schlucht, die der zurücktretende Berg auch hier bildete. In die Schlucht schnitt eine kleine Bucht der Ostsee hinein. Das Meer war gewöhnlich hier stiller; an das Ufer schlug keine Brandung.

Dreißig Schritte von dem Wasser entfernt lag das Haus.

Es war eine graue, niedrige Fischerhütte, wie die anderen Häuser am Strande, von Bohlen zusammengefügt, mit Moos bedeckt. Es war nur länger und geräumiger als die anderen Hütten. Es hatte auch eine andere Bestimmung, als bloß Fischerhütte zu sein.

Dem Dorfe Schwarzort gegenüber ankerten zuweilen fremde Schiffe. Eine eigentliche Reede war dort freilich nicht. Sie ist drei Meilen weiter, der Stadt Memel gegenüber. Aber manches Schiff nahte sich der Küste, das mancherlei Grund haben mochte, auf der Reede von Memel sich nicht sehen zu lassen. Englische Schiffe treiben Schmuggelhandel nach Preußen. In Rußland verbotene preußische Güter können sicherer zu Wasser als zu Lande in das große nordische Reich eingebracht werden. Die Küste an der Nehrung, namentlich Schwarzort gegenüber, ist einsam und verschwiegen. Die Schiffe können bis nahe an das Ufer herankommen. Sie können dann tagelang verborgen daliegen. Ihre Boote bringen an das Land und holen vom Lande, was hin und was her soll.

Jene Bucht und Schlucht waren doppelt verschwiegen.

Wer in der Bucht an das Land stieg, konnte und wollte nicht immer in der freien Luft bleiben und warten, im Sommer nicht in dem brennenden Sonnenschein, im

Winter nicht in der schneidenden Kälte und im Unge-
stüm des Schnees.

So war das Fischerhaus, das in der Bucht lag, schon seit
langen Jahren zugleich ein Wirtshaus, eine Herberge, ein
Krug für fremde Schiffer und Schmuggler geworden und
für diese Bestimmung weiter ausgebaut und geräumiger
gemacht.

Zuzeiten war der Verkehr darin ein sehr lebhafter.

Drei Fenster waren in dem Hause erleuchtet, zu ebener
Erde, in einer Reihe nebeneinander. Sie mussten zu einer
einzigsten großen Stube gehören.

Vom Lande her, aus den Fichten, die den Abhang des
Berges bedeckten, kam ein einzelner Mann in die Schlucht.
Er ging langsam, vorsichtig in der doppelten Finsternis
des Abends und des Schneewirbels voran. An den letzten
Fichten blieb er stehen. Er konnte fünfzig bis sechzig
Schritte von dem Fischerkrüge, oder auch Schmuggel-
krüge, wie das einsame Haus in der Schlucht genannt zu
werden pflegte, entfernt sein. Er richtete seinen Blick
nach den erleuchteten Fenstern; dorthin horchte er auch.
Er sah durch die Dunkelheit nichts als die drei hellen
Fenster, hinter denen freilich nur ein sehr trübes Licht
brennen mochte und die nur dadurch hell erschienen,
dass rundumher die tiefste, durch nichts erhellte Finster-
nis herrschte. Sein lauschendes Ohr konnte von dem,
was es mochte erspähen wollen, gar nichts vernehmen.
Auf der See hatte sich schon seit einiger Zeit ein Wind
erhoben, der sich mehr und mehr zu einem Sturm ver-
stärkt hatte. Er hatte die Wellen der Ostsee erregt, und
sie schlugen übereinander und gegen das Ufer mit einem
Gebrause und Getöse, gegen die kein anderer Laut als
der Sturm selbst sich hätte hörbar machen können.

Der Mann ging weiter, wieder vorsichtig, leise. Er ging
in die Richtung rechts von dem Hause, in die dichte, un-
durchdringliche Finsternis hinein, dem Brausen und To-
sen der Wellen entgegen. Er hatte nach dreißig Schritten

das Ufer der See erreicht. Hören konnte er hier nichts anderes als vorher, das Getöse der Wellen; es drang nur noch lauter in sein Ohr. Aber er sah hier mehr als vorhin, durch den weißen Schnee den dunkleren Schaum der Wellen, die an das Ufer hinan, über den niedrigen Strand herüberschlugen. Er ging an dem Ufer hinauf, in der Richtung nach dem Hause hin, er musste also auch an die kleine Meeresbucht gelangen, der das Haus gegenüberlag. Er kam in die Nähe der Bucht. Er blieb horchend stehen. Er vernahm bald auch einen anderen Ton als das Schlagen der Wellen. In der Bucht brachen sie sich weniger, mit geringerem Getöse. In dieses Getöse mischte sich ein anderes, eigentümliches Geräusch. Er mochte wissen, was es war. Er ging vorsichtiger. Er erreichte die Bucht. Er blieb wieder stehen. Er horchte wieder. Er musste nichts Verdächtiges vernehmen. Er trat fast unmittelbar an das fremdartige Geräusch heran.

Ein Boot, das durch ein paar starke Taue an dem Ufer befestigt war, wurde von den Wellen geschaukelt, manchmal aber auch heftig an das Ufer geworfen, von dem es dann prasselnd zurückflog. Daher das besondere Geräusch, das der Mann gehört hatte.

Er betrachtete es näher. Es war leer; nur sechs Ruder lagen wohlbevestig am Boden.

Gut! sagte der Mann für sich.

Er schaute und horchte über die Bucht hinaus nach der See. Er konnte nichts weiter sehen und hören.

Er kehrte von dem Ufer zurück. Jetzt ging er auf den Fischerkrug zu, und zwar geraden Weges auf die drei erleuchteten Fenster. Vor einem derselben blieb er stehen. Er überzeugte sich zuerst, dass er allein am Hause war. Dann trat er ganz an das Fenster. Er versuchte hindurchzublicken. Es mochte aber unmöglich sein; alle drei Fenster waren mit dickem Schweiß angelaufen.

Aber er schien gesehen zu sein.

Nach einer halben Minute hörte er auf der Nebenseite des Hauses sich eine Tür öffnen.
Er trat hinter einen Haufen Brennholz zurück, der am Hause lag.
Herr! rief leise eine Stimme.
Er trat wieder hervor.
Ein anderer Mann kam auf ihn zu.
Hast du etwas? fragte er ihn.
Ja.
So folge mir.
Sie gingen nach dem Berge zu.
Sie mussten an einem der hellen Fenster des Kruges vorbei.
In dem Scheine sah man ihre Gestalten näher.
Der, der zuletzt gekommen war, trug die gewöhnliche Tracht der Kuren, den braunen Wandrock und die große, blaue Mütze mit dem roten Schirm. Bauern und Arbeiter, Fischer und Schiffer tragen sie. Bei der Arbeit schürzen und haken sie sie zu kurzen Jacken auf. –
Der andere trug einen grauen Mantel. Unter dem Mantel zeigte sich einen Augenblick ein grüner Uniformrock und der Griff eines Degens trat hervor.
Sie hatten nach dreißig Schritten den Berg und die Fichten erreicht. Sie blieben stehen.
Nun, Engelmann, was bringst du?
Der Engländer ist da, Herr Oberkontrolleur.
Woher weißt du es?
Er liegt auf der Höhe, aber etwas zurück. Bei dem Wetter muss er sich so weit wie möglich vom Strande halten. Aber vor einer Stunde warf er die beiden Signalraketen.
An das Land kam noch niemand?
Es war nicht möglich. Die Wellen gehen schon seit anderthalb Stunden zu hoch für die Boote.
Ah, da fällt mir etwas ein. Ich war an der Bucht. Es ist das Boot des Amerikaners, das da angekettet ist?
Es ist sein Boot. Seine Leute sind im Kruge.

Zu welchem Zweck?

Sie warten auf ihn. Der Herr Oberkontrolleur werden wissen, dass der Amerikaner fast jeden Abend auf seine Yacht zurückkehrt. Es ist selten, dass er eine Nacht auf dem Lande bleibt.

Ich habe davon gehört. Heute Nacht wird er indes wohl müssen.

Wegen der hohen See, meinen Sie? Um die kümmern er und seine Leute sich nicht.

Meinetwegen. Er ist ein ungefährlicher Mensch?

Er ist ja ein Millionär, Herr Oberkontrolleur!

Auch Millionäre können schmuggeln und tun es oft genug. Aber kommen wir auf den Engländer zurück.

Warten schon Leute auf ihn?

Schon seit Dunkelwerden. Er war seit drei Tagen angekündigt.

Wer ist da?

Zuerst die Leute für den Spediteur Meinertshagen.

Der fehlt selten. Sie wären der beste Fang, mit den feinen englischen Manufaktur- und Stahlwaren. Wer ist ferner da?

Die Träger von Wild und Company.

Teure Ware, die feinen englischen Glassachen. Aber zerbrechlich, und die Burschen sind instruiert, sie sofort zu zerschlagen, anstatt sie in unsere Hände kommen zu lassen.

Es ist um der Konkurrenz willen. Dann sind noch ein paar Leute des Weinhändlers Sandberg da.

Sandbergs?

Die Engländer bringen manchmal feine Weine aus Frankreich mit.

Freilich. Wird noch heute Abend ausgeladen werden?

Am Abend schwerlich. Vor Mitternacht wird das Wetter nicht anders.

Ich glaube, auch dann noch nicht. Es kann einen tüchtigen Sturm geben.

Und dann?
Müssen Sie warten, bis er vorüber ist.
Also bis morgen früh?
Es kann morgen sieben bis acht Uhr darüber werden.
Sie glauben sich sicher?
Alle. Bei dem Wetter erwarte kein Mensch ein fremdes Schiff, meinen Sie.
Wir haben auch unsere Meinung. Ist noch sonst jemand im Krüge?
Ei ja.
Und wer?
Ein sonderbarer, fremder Mensch, Herr Oberkontrolleur, und ein wunderhübsches Frauenzimmer.
Und was machen die da?
Das mag Gott wissen. Der fremde Mann ist vor ungefähr zwei Stunden angekommen, gerade noch vor dem Sturme.
Von der See her?
In einem kleinen Boote.
Er ganz allein?
Er ganz allein. Es war noch hell gewesen. Auf einmal hatten die Leute im Krüge aus dem dichten Schnee ein Boot herankommen sehen, das schnell auf die Bucht zuruderte. Wie sie noch darüber sprachen, was das sein möge, war es schon in der Bucht; einige Minute darauf hatte es angelegt; ein einzelner Mann war heraus ans Land gesprungen. Das Boot ruderte zurück, geschwind und eilig, wie es gekommen war. Nach anderthalb Minuten war es in dem dichten Schnee verschwunden.
Und der Mann?
Er war, ohne sich weiter umzusehen, in den Krug gegangen. Dort ist er noch.
Was tut er dort? Er ließ sich eine Flasche Glühwein machen. Davon trinkt er.
In dem Schmuggelkrüge gibt es Wein!
Kannte keiner den Fremden?
Kein Mensch.

Sprach er mit jemandem?

Nur mit den Krügersleuten. Er wolle die Nacht dableiben und bitte um eine warme Stube.

Er sprach deutsch?

Aber wie ein Engländer.

Wie sah er aus?

Er ist ein alter Mann, mit grauen Haaren, sehr groß, noch kräftig. Dabei ist er hässlich. Er hat das Gesicht voll Narben und sieht aus wie ein vornehmer Spitzbube.

Wie ist er gekleidet?

Wie ein reisender Engländer. Er trägt einen weiten, grauen Mantel und einen langen, bis oben zugeknöpften dunklen Überrock.

Und er kam ganz allein?

Ganz allein.

Das Boot war auf der Stelle zurückgekehrt, ohne dass sonst ein Mann das Land berührt hatte.

Man weiß auch von keinem Schiffe, zu dem es gehören könnte?

Von gar keinem. Der englische Schmuggler hat erst eine starke halbe Stunde später signalisiert, und die Leute des Amerikaners, die eine Viertelstunde vorher gekommen waren, wollten auf der See kein Segel und keinen Schornstein gesehen haben. Freilich kann man durch den Schnee auf hundert Schritte gar nichts sehen.

Du sprachst noch von einem Frauenzimmer.

Von einer wunderhübschen jungen Dame.

Eine Dame ist es? Woher ist die gekommen?

Sie kam in einem Schlitten.

Auch allein?

Das habe ich nicht gewahr werden können.

Wieso?

Sie ist seit einer halben Stunde da. Es war gerade laut in der Stube. Die Leute des Amerikaners schwätzten und erzählten; sie führen gern das große Wort, wie ihr Herr. So konnte man draußen gar nichts hören als den Sturm,

der manchmal an die Fenster und die Wellen, die an das Ufer schlugen. Auf einmal glaubte ich doch durch all den Spektakel das Geläute eines Schlittens zu vernehmen. Ich horchte noch hin, ob ich recht gehört hatte, als an die Tür der Krugstube geklopft wurde. Der Krüger ging hinaus, kam aber im Augenblick wieder zurück, flüsterte seiner Frau ein paar Worte ins Ohr und nun verließ die Frau die Stube. Gleich darauf hörte ich draußen das Geläute wieder; es entfernte sich vom Hause, und als ich aus dem Fenster blickte, war der Schlitten wieder fort, ohne dass ich ihn gesehen hatte. Während ich ihn noch wegfahren hörte, kam die Frau wieder in die Krugstube. Eine schöne, vornehm gekleidete junge Dame folgte ihr. Sie hatte anfangs nicht mit in die Stube wollen, in der alle die fremden Leute waren. Es war aber keine andere warme Stelle im Hause, und auch schöne und vornehme Damen können frieren. Sie setzte sich auch sehr bald recht dicht an den Ofen. Da mochte sie zehn Minuten gesessen haben, als zuerst ein Jude und dann, drei oder vier Minuten später, ein Kure in die Stube traten. Der Jude sah aus wie ein Spitzbube, und der Kure hatte erst recht ein Galgengesicht. Den Juden sah ich zum ersten Male; den Kuren muss ich schon irgendwo gesehen haben. Ich kann mich nur nicht besinnen, wo. Und, um nun wieder auf die Dame zurückzukommen, sie blieb zwar unbeweglich am Ofen sitzen, sowohl da der Jude, als da der Kure eintrat, und sie sah nicht einmal nach ihnen hin. Der Jude aber suchte sie sogleich mit den Augen, und ich sah es ihm an, dass er sie kannte. Und nachher sah ich dem Juden und dem Kuren an, dass diese beiden sich kannten, obgleich sie taten, als wenn sie sich in ihrem Leben nicht gesehen hätten. Der Erzähler schloss seine Mitteilungen. Hast du mir weiter nichts zu sagen? fragte ihn der Oberkontrolleur. Ich wüsste nicht.

Die Leute sind noch alle im Krüge?
Noch alle.
Deine Fremden gehen uns nichts an. Ich wüsste nicht,
was mit ihnen zu machen wäre. Die anderen aber kön-
nen ihre Geschäfte vor Mitternacht nicht anfangen, sagst
du –
Wahrscheinlich sogar vor morgen früh nicht.
Man muss immer das Sichere nehmen.
Also um Mitternacht treffen wir uns wieder, hier an die-
ser Stelle. Du kehrst bis dahin in den Krug zurück.
Gut.
Es hat dich doch kein Mensch mit verdächtigen Augen
angesehen?
Keiner. Wie sollten sie auch?
Guten Abend denn.
Noch eine Frage, Herr Oberkontrolleur.
Was ist's?
Wo sind Sie zu finden, wenn ich Sie früher sprechen
müsste?
Auf dem Kirchhofe am Neegelschen Haken.
Es ist das sicherste Versteck weit und breit auf der Neh-
rung.
Man sucht uns wenigstens da nicht –
Sie wollten sich trennen.
Ein plötzlicher Laut hielt sie zurück.
War das nicht das Wiehern eines Pferdes?
Ich meine es auch, Herr Oberkontrolleur.
Aber man hört keinen Schritt.
Im Schnee und bei den Wellen?
Und wer könnte zu Pferde hierher kommen?
Es kann auch ein Schlitten sein ohne Geläute.
Es ist ein Reiter. Er kommt dort näher; um den Berg
herum, von Neu-Schwarzort her. Was mag das sein? Ob
ich ihm entgegengehe?
Tun Sie das nicht, Herr Oberkontrolleur. Er kann zu
den Schmugglern gehören.

Ich höre ein Klirren, als wenn er bewaffnet wäre. Und da scheinen mehrere zu kommen. Wahrhaftig, sie reiten zum Krüge. Und das sind keine Schmuggler. Sie reiten zu regelmäßig, so militärisch. Das sind Gendarmen. Was suchen die hier? Ich muss sie sprechen. –

Ein Haufen von sechs Reitern ritt in die Schlucht hinein. Unten an dem Berge entlang in dem tiefen Schnee waren die Schritte der Pferde unhörbar. Anderes Geräusch verschlang das Brausen des Sturmes und der Wellen. Nur einmal hatte man jenes Wiehern und dann das Klirren wie von einer Waffe gehört.

Der Oberkontrolleur ging auf die Reiter zu.

Sein Begleiter war ihm gefolgt.

Sie langten bei den Reitern an.

Es waren wirklich Gendarmen. Einer ritt voran.

Der Zollbeamte kannte ihn.

Er selbst wurde wiedererkannt.

Sie hier, Herr Wachtmeister?

Ach, Herr Oberkontrolleur. Sind Sie schon lange hier?

Seit einer halben Stunde. Aber was haben Sie Eiliges und, wie es scheint, auch Wichtiges?

Haben Sie hier nichts Verdächtiges bemerkt?

Von welcher Art, meinen Sie?

Keinen Schlitten? Keine fremden Menschen?

Woher sollten sie gekommen sein?

Von Memel.

Ich weiß es nicht – He, Engelmann, rief der Oberkontrolleur zurück.

Sein Gefährte war in einiger Entfernung zurückgeblieben. Er kam auf den Ruf näher.

Wer ist der Mensch? fragte der Wachtmeister der Gendarmen.

Mein Vigilant. Die Polizei hat deren nicht allein.

Man kann ihm trauen?

Er ist der ehrlichste Mensch.

Hm!

Engelmann, der Vigilant des Zollbeamten, war herangetreten.
Von welcher Seite war jener Schlitten gekommen? fragte ihn der Oberkontrolleur.
Von Memel her.
Und wohin fuhr er? fragte der eifrige Wachtmeister.
Zum Krüge hier.
Und dort?
War eine Dame ausgestiegen.
Und der Schlitten?
Fuhr weiter.
In welcher Richtung?
Das habe ich nicht unterscheiden können.
Die Dame? Wo blieb sie?
Sie ist noch im Krüge.
Allein?
Gleich nach ihr kamen zwei Männer an, die sie zu kennen schienen.
Sie sind ebenfalls noch da?
Sie sind noch da.
Fort! kommandierte der Wachtmeister seinen Gendarmen. – Guten Abend, Herr Oberkontrolleur!
Noch eine Frage, lieber Wachtmeister! Wem setzen Sie nach, wenn Sie es mir mitteilen dürfen?
Zwei sehr gefährlichen Verbrechern.
Dürfen Sie mir das Nähere sagen? Sie könnten hier auf der falschen Spur sein, und mein Dienst führt mich überall umher.
Sie haben Recht, Herr Oberkontrolleur.
Die beiden Menschen sind heute aus dem Gefängnisse der Kreisjustizkommission entkommen. Der eine ist ein alter Dieb hier aus dem Dorfe, Toms Kurszat ist sein Name, und der andere ist der junge Morlot aus Memel.
Der Sohn des reichen Kaufmanns?
Sie haben auch von ihm gehört?

Wer hätte nicht von ihm gehört? Er ist mit dem alten Dieb entsprungen.

Sie sind zusammen befreit worden.

Oh, der alte Morlot ist reich.

Nicht er ist der Befreier. Ich würde den Sohn dann nicht hier suchen.

Und warum suchen Sie ihn hier?

Nach allem ist der Amerikaner, dessen Yacht da hinten vor Anker liegt, der Befreier des jungen Morlot.

Der Amerikaner ist ein Teufelskerl.

So hat er sich auch hier wieder gezeigt.

Denken Sie sich, heute Nachmittag bringt der Gefängniswärter, Gerlach heißt er, die beiden Gefangenen zusammen aus dem Verhöre in die Gefängnisse zurück. Eine Viertelstunde später fällt es dem alten Kreisjustizrat ein, was sonst seit Jahren seine Sache nicht mehr ist, die Gefängnisse zu visitieren. Der junge Morlot fehlt. Der alte Herr kennt seine Leute, das muss man ihm lassen. Er arretiert auf der Stelle den Gerlach; er lässt ihn an seinem Körper untersuchen. Es werden tausend Taler in Gold bei ihm gefunden. Ein tüchtiger Inquirent ist der Rat ebenfalls. Nach einer Viertelstunde hat er heraus, dass ein Fremder dem Gefangenenwärter den jungen Morlot für die tausend Taler abgekauft hat und den alten Dieb, der sie überraschte, mit hat in den Kauf nehmen müssen. Gendarmen, Gerichts- und Polizeidiener sind sofort in alle Gegenden gesandt, um die Flüchtigen zu verfolgen. Ich bin mit meinen Leuten hier, weil nach der Beschreibung Gerlachs von dem Fremden dieser nur der Amerikaner Wasar sein kann, der unzweifelhaft den jungen Morlot, den er kennt, auf sein Schiff bringen und so ganz befreien will. Sie wissen jetzt alles, Herr Oberkontrolleur. Vielleicht sind Sie glücklicher als ich. Wo könnte man Sie finden?

Auf dem alten Kirchhof am Neegelschen Haken, und später in der Nacht hier.

Der Wachtmeister ritt mit seinen Gendarmen weiter nach dem Fischerkrüge hin.
Die bekommen den Amerikaner nicht, sagte der Vigilant Engelmann hinter ihnen her.
Und warum nicht? fragte der Oberkontrolleur.
Ehe sie in dem Schneewetter sich nach ihm umsehen können, ist er mit seinem Schützling schon in seinem Boote.
Um dann erst recht in ihre Hände zu fallen. In dem Sturme kommt das Boot nicht zu dem Schiffe.
Mit dem Amerikaner kommt es, wohin er will.
Seine Leute sind im Krüge, in der Gewalt der Gendarmen.
Er rudert allein.
In diesem Sturme?
In dem wildesten Sturme.
Er ist also in der Tat ein Teufelskerl!
Das ist er.
Der Grenzbeamte und sein Vigilant trennten sich. Sie mochten im Ganzen drei Viertelstunden beisammen gewesen sein.

Nachwort

Sein bester Roman, von der tragischen Größe eines Michael Kohlhaas, ist sein eigenes Leben.

W. Vogt 1930, zit. n. Hettinger, S. XIV

I

Ohne Zweifel: Wir befinden uns im Reich der Unterhaltungsliteratur, ja teilweise der Trivilliteratur. Jodocus Donatus Hubertus Temme bedient alle Standards dieser Genres. Er weiß, was er seinen Lesern schuldig ist: Liebes-, Schicksals- und Gesellschaftsromane, Grusel und Horror – all das hatte, auch früher schon, seinen Markt. In den 1820er Jahren, als Temmes schriftstellerische Tätigkeit einsetzt, haben die »Romanfabriken« Konjunktur. Sie verlegen fast ausschließlich reißerische Räuber- und Gespenstergeschichten für einen erstmals stark expandierenden Buchmarkt. Für Temme ist es ein Leichtes mitzuhalten. Später ist er einer der eifrigsten Mitarbeiter der *Gartenlaube*. Der Herausgeber dieses Familien- und Unterhaltungsblattes, Ernst Keil, ist bald auch Herausgeber der Romane und Erzählungen Temmes.

Was ist Mittel zum Zweck, was gehorcht eigenen Neigungen und Vorlieben? Temme hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass für ihn die klingende Münze ein primäres Schreibmotiv war. Er veröffentlichte, wie er in seinen *Erinnerungen* (1883) ausführt, »aus Not ums tägliche Brot«, war ein »Tagelöhner der Feder«. Von daher schrieb er seinen Lesern nach dem Munde. Aber da ist mehr. In einem Selbstzeugnis rekapituliert der Autor:

Hätte ich sie [die Kriminalerzählungen] nur aktenmäßig erzählen wollen, ich hätte [...] fast nur Grausen und Abscheu erregen können. Dadurch unterhält man weder, noch be-

lehrt man. Ich aber wollte beides, vorzüglich belehren – durch Unterhaltung.

In dieser Hinsicht lässt Temme das Naturell eines Volksaufklärers alter preußischer Schule erkennen. »Dem Volke habe ich mein Leben gewidmet, mit dem Volke, für seine Freiheit und seine Rechte werde ich stets kämpfen und entweder siegen oder fallen«, schrieb er 1849 aus seiner ersten Untersuchungshaft.

Das gilt für die Politik – Temme war einer der führenden Männer der demokratischen Bewegung – wie für die Literatur. Er wollte anderen die Augen öffnen. Grund dazu gab es genug. In seinen Werken wendet er sich gegen die Einschränkung der Freiheits- und Persönlichkeitsrechte durch staatliche Bevormundung, einen unzeitgemäßen Absolutismus, der seine Untertanen gängelte, chauvinistische staatliche und militärische Selbstdarstellung, Standes- und Obrigkeitsdenken und gegen einen selbstherrlichen Bürokratie- und Verwaltungsapparat, dem es allein um die Karriere und nicht um das Wohl des Bürgers ging. Der Text *Die Deutschen Männer* (S. 17 ff.) liefert hierfür beste Beispiele.

Im Zentrum von Temmes Kritik stehen jedoch Missstände des Justizwesens. Seine »Verbrechererzählungen« enthalten drastische Beispiele »reaktionär verknöchertes juristischer Praxis, gegen die Temme ebenso sachkundig wie leidenschaftlich zu Felde« zog (Kruse, S. 19). Hierzu gehörten richterliche Willkür, miserable Haftbedingungen, Misshandlungen und schlampige Aufklärungen ebenso wie schleppende, unzuverlässige und undurchschaubare Gerichtsverfahren.

Thematisch geht es immer wieder um die Verstrickung des Menschen im Dickicht preußischer Zivil- und Strafgesetze und um die Kluft, die sich zwischen Recht und Gesetz auftut. Temme lag daran, die Hintergründe der komplizierten Gesetzgebung transparent zu machen und

bei der Bevölkerung ein humanes Rechtsbewusstsein wachzurufen.

Das Justizwesen befand sich damals im Umbruch. Temmes Erzählungen tragen diesem grundlegenden Wandel Rechnung. In der Strafprozessordnung ging man zum Indizienprozess über und zu rational begründeten Ermittlungsmethoden. Dies hatte positive und negative Konsequenzen, für die es nach Temmes Meinung didaktischer Begründungen bedurfte. Der über Preußen hinaus bekannte, hochangesehene Autor, der teilweise selbst an Gesetzgebungsprojekten beteiligt war, lieferte sie in über 30 juristischen Schriften (vgl. Hettinger, S. 364-366) und seinen belletristischen Werken.

II

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden einflussreiche Institutionen der Verbrechensbekämpfung eingerichtet. Preußen erhielt 1822 die ersten Kriminalkommissare. Zwei Jahre später wurde in Frankreich die Staatspolizei ins Leben gerufen (»Sûreté Générale« unter Leitung des ehemaligen Bandenchefs Eugène Vidocq). In Berlin gab es seit 1830 die berühmte Kriminalabteilung IV, aus der später die erste politische Polizei Deutschlands hervorging. 1843 wurde das »Criminal Investigation Department« von Scotland Yard eingerichtet.

Parallel setzte ein starkes öffentliches Interesse an der Kriminalistik ein. Bereits 1734 hatte der französische Rechtsgelehrte François Gayot de Pitaval die Öffentlichkeit für Zustände in der Strafjustiz zu interessieren versucht. Er sammelte »merkwürdige« Kriminalfälle, die er in einer Folge von 20 Bänden publizierte. Seit 1842 wurde das Kompendium, herausgegeben von dem Kriminaldirektor J.É. Hitzig und dem Schriftsteller Willibald Alexis (unter dem Pseudonym W. Häring) unter dem Titel *Der neue Pitaval* fortgesetzt. Es umfasste zuletzt 60 Bände und enthielt neben den Geschichten der

alten Sammlung zeitgenössische Rechtsfälle. Sie beruhen allesamt auf Tatsachen und Niederschriften der Gerichte. Die 1869/70 von Temme herausgegebene 17-bändige *Criminalbibliothek. Merkwürdige Criminalprozesse aller Nationen* ist bereits ein Nachzügler solcher Dokumentationen.

Temme konnte dabei aus dem Vollen schöpfen. Spätestens seitdem er 1839 Rat am Berliner Kriminalgericht war, hatte er unmittelbaren Zugang zu den Akten. Er war selbst mit kriminalistischen Untersuchungen betraut und praktizierte die Gepflogenheiten des »scharfen Verhörs«.

Hieraus schlug er literarisches Kapital. Über seine Kriminalerzählungen, die den Mittelpunkt seines Œuvres bilden, schreibt er im Vorwort eines kriminalistischen Sammelwerkes: »Die nachfolgenden Erzählungen beruhen auf wahren Tatsachen. Sie sind nur in eine novellistische Form gebracht.« Um das Authentische zu unterstreichen, beginnt er seine Novellen häufig mit Sätzen wie: »Ich war Direktor der Kriminalbehörde in N. Eines Tages, im Sommer, meldete sich des Morgens ein Bauer aus der Gegend bei mir.« Oder: »Ich war Staatsanwalt in Berlin. Ein Berliner Staatsanwalt lernt allerlei Menschen und allerlei Dinge kennen...«

Im Mittelpunkt der Erzählhandlung steht jeweils die Rekonstruktion der Tat. Die Ermittlungen werden von einem Untersuchungsrichter geführt, der Tatorte besichtigt, Zeugenverhöre vornimmt und Indizien sammelt. In puncto Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Kombinatorik stehen Temmes Ermittler einem Sherlock Holmes, einer Miss Marple oder einem Pater Brown in nichts nach, wenngleich sie vom Naturell her weniger kauzig-skuril und verschroben sind. Temmes Detektive sind eher trockene Beamte, die ihre Beweisaufnahme ohne Schnörkel und Abschweife durchführen. Man stellt sie sich mit Monokel und akkurat gezwirbeltem Spitzbart

vor (worin sie vielleicht am ehesten noch einem Hercule Poirot ähneln).

Literarhistorisch unbedeutend ist das alles nicht:

Temme wurde nach 1850 der wichtigste Autor von sogenannten »Richtergeschichten«, d. h. Detektiverzählungen, in denen ein Fall a posteriori aus der Sicht des Untersuchenden aufgerollt wird und in denen ein Justizbeamter, der seine Fälle vorwiegend vom Schreibtisch aus löst, eine zentrale Rolle spielt.

Gerlach, S. 154 f.

Und: Temme ist

Hauptvertreter der Kriminalnovelle in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, speziell als Pionier der Detektiverzählung in Deutschland – bisher eine angloamerikanische Domäne –, in deren Mittelpunkt weniger das Verbrechen selbst in seiner psychischen und sozialen Bedingtheit als vielmehr die ausführliche Schilderung seiner Aufklärung, die Erhellung eines zunächst unerklärlichen Tatbestandes, die Lösung eines verwickelten Problems mit Hilfe von Indizien und logischen Schlussfolgerungen steht.

Gerlach, S. 153

Zum eher spröden Naturell der Ermittlungsbeamten passt der Erzählduktus. Temme ist kein Autor blumiger Beschreibungen oder sentimentaler Liebesgeschichten. Er kann den Juristen nicht verleugnen, der sachlich-präzise formuliert und streng induktiv vorgeht. Dabei spielen Verhörsituationen wie überhaupt das Dialogische eine wichtige Rolle. Meinung und Gegenmeinung werden ausgetauscht, gegeneinander abgewogen – die Beweisführung kann beginnen.

Temme ist ein versierter, nie überambitionierter Erzähler. Als nüchterner Chronist hält er sich eher im Hintergrund und tritt fast ganz hinter die Erzählhandlung zurück.

Routiniert ist auch die Proportionierung der Stoffe und die Art und Weise der Lesersteuerung. Den Geschichten liegt in der Regel ein ausgeklügelter Plan zugrunde. Bei der Rekonstruktion der Tat hilft allerdings oft der Zufall. Durch neu bekannt werdende Indizien rückt ein Fall in jeweils neues Licht. Das hat bisweilen etwas Konstruiertes, und nicht immer führt der Erzählschluss zu einem befriedigenden Ergebnis. Andererseits ist Temme nicht abzusprechen, dass er es versteht, komplexe Spannungsbögen aufzubauen.

Temmes literarische Serienproduktion mag manche Flüchtigkeit und Ungereimtheit entschuldigen. Und seine Produktivität ist ungemain. Die meisten seiner weit über hundert Einzeltitel fallen in die Zeit seines Schweizer Exils und entstehen in rund 25 Jahren. Hinzu kommen die erwähnte hohe Zahl juristischer Schriften, vier regionale Sagensammlungen (vgl. Hettinger, S. 367) sowie seine *Erinnerungen*, die allerdings erst postum 1883 erscheinen.

Temmes Werk ist vielgestaltig. Dies zeigt auch das vorliegende Lesebuch, das unterschiedliche Facetten seines Schreibens aufzeigen möchte. Sie reichen von boulevardkomödienhaften Zügen in *Die Deutschen Männer* über satirische Elemente (*Das Nachtverhör*), Berliner Milieustudien (*Der schwarze Nachtrabe*), über Elemente der Dorfgeschichte à la Immermann (*Eine westfälische Bauerngeschichte*) bis zur genau lokalisierten ›Crimestory‹ (*Ein Schmugglerkrug*).

III

Temmes belletristische Laufbahn beginnt mit einem Studentenscherz, dem verschollenen, gemeinsam mit einem Studienfreund verfassten Roman *Der Bluthund* (S. 7). Das »Machwerk« fällt in die Marburger Studentenzeit 1823/24. Es bleibt kein Einzelgänger. Bald darauf knüpft Temme Kontakte zu westfälischen und überregionalen

Unterhaltungsblättern. Es erscheinen nicht nur weitere, ähnlich sensationsheischende Titel wie *Adele oder Das grausame Verhängnis* oder *Die Kinder der Sünde*, sondern auch – in Organen wie *Rheinische Flora*, *Westfälischer Anzeiger* oder *Hermione. Blätter für Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft* – zahlreiche Rezensionen und Beiträge zur Literaturszene aus seiner Feder. Angesichts seiner eigenen, durchaus reißerischen Veröffentlichungen verwundert die Schärfe, mit der er die Unterhaltungsliteratur, aber auch den westfälischen Buchmarkt aufs Korn nimmt. Den damaligen Neuerscheinungen attestiert er allenfalls ephemeren Wert:

Westfalen hat sich rasch und kühn gehoben; allein es ist noch im Werden und zwar im ersten Werden; das zeigt der unsichere Geschmack seiner Schriftsteller, ihre Ängstlichkeit und Demut, womit diejenigen, welche zuerst auftreten, den schon gemachten Leuten den Hof machen und sie erheben und erhöhen, als wenn Schiller und Goethe nicht wären, solchen Helden die Schuhriemen aufzulösen; das zeigt auch der rohe, absprechende Ton, womit diese Helden, trotz des gestreuten Weihrauches, über die Schwachen herfallen, und die langwierige Hartnäckigkeit, womit sie sich über einen und denselben Gegenstand beföhden, ohne je das Ende finden zu können. Wenn ich ein westfälisches Blatt lese, so meine ich immer, eine gedruckte Sammlung von Schulaufsätzen in den Händen zu haben, mit solcher Wichtigkeit und Weitschweifigkeit werden die unbedeutendsten Gegenstände abgehandelt.

Zit. n. Gust, S. 33

Temmes Kritik liegen dieselben Kriterien zugrunde wie seinem politischen Denken: Er wettert gegen Unehrllichkeit, Cliquenwesen, Anbiederei, die Selbstgefälligkeit von Autoren und Kritikern und »literarische Klatscherei«, die ihm vor allem in der »Frauenschriftstellerei« begegnet. Seine Urteile zeigen nicht nur seinen genauen Blick für Stärken und Schwächen eines Werkes, sondern auch

seinen guten Überblick über das, was der Buchmarkt in Vergangenheit und Gegenwart hervorbrachte. Das noch ungeschriebene Kapitel »Temme als Publizist« zeigt, dass der Autor nicht nur aus Existenznot zur Feder griff. Bei ihm kam vieles zusammen: ein stetes Mitteilungsbedürfnis, eine ungestillte Schreiblust sowie der Wunsch, durch kritische Beiträge zu polarisieren und teilweise zu provozieren.

Als der *Bluthund* 1823/24 erschien, waren die Weichen für Temmes berufliche Laufbahn bereits gestellt. Erst 16-jährig hatte er 1814 in Münster das Jurastudium begonnen, das er im dritten Jahr in Göttingen fortsetzte. 1817 legte er am Oberlandesgericht Paderborn das Auskultorexamen ab und wurde Oberlandesgerichts-Auskultor. Ostern 1819 wurde er Referendar am Oberlandesgericht Paderborn und Hilfsrichter in Rheda. Es folgte 1821 eine Anstellung als Assessor am Fürstlich-Bentheimischen standesherrlichen Gericht in Hohenlimburg an der Lenne.

1822 nahm er für zwei Jahre erneut das Studium der Rechtswissenschaften auf. Er begleitete den Prinzen zu Bentheim an die Universitäten Heidelberg, Bonn und Marburg. Anschließend nahm er seine Tätigkeit als Richter in Hohenlimburg wieder auf.

Als aufstrebender Jurist konnte er seinen belletristischen Neigungen nicht mit eigenem Namen nachgehen. Er wählte deshalb als Pseudonym den Namen eines früh verstorbenen Studienkollegen H. Stahl bzw. Heinrich Stahl. Obwohl Temme bei seiner vorgesetzten Behörde, dem Oberlandesgericht Hamm, in dem Ruf stand, ein »extravaganter Mensch« zu sein, ging es mit der beruflichen Laufbahn steil aufwärts. 1832 legte er das Große Staatsexamen in Berlin ab und wurde Assessor am Hofgericht zu Arnsberg. 1833 Ernennung zum Kreisjustizrat in Ragnit, Litauen. 1836 Ernennung zum Direktor des Inquisitorials in Stendal. 1838 Ernennung zum Rat am

Hofgericht in Greifswald. 1839 Versetzung nach Berlin. Ernennung zum Rat am dort neu eingerichteten Kriminalgericht, dessen Zweiter Direktor Temme 1842 wurde. Er befand sich damit auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn. Doch dann mehrten sich die Störgeräusche. Neben seiner amtlichen Tätigkeit gibt er die *Kriminalistische Zeitung für die preußischen Staaten* heraus (1840) und verfasst 1842 die zweibändige kritische Abhandlung *Entwurf des Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten*.

Als wissenschaftlicher Publizist wendet er sich gegen Tendenzen des neuen Gesetzentwurfs, die den Ermessensspielraum des Richters bei der spezifischen Beurteilung des Delikts, der Tatumstände und des Täters einengen und so einer schematischen Gesetzanwendung Vorschub leisten. Besonders verurteilt er, dass dadurch die historisch unterschiedliche Entwicklung des Rechtsbewusstseins in der Bevölkerung der einzelnen Provinzen missachtet wird. Kritische öffentliche Beiträge zur Rechtspflege sind jedoch von der preußischen Regierung, von der der Schein der Liberalität immer mehr abfällt, unerwünscht. Prozessandrohungen zwingen die Herausgeber, die Zeitschrift eingehen zu lassen.

Hillich, S. 246 f.

Durch einen weiteren Vorfall zieht sich Temme die »allerhöchste« Ungnade Friedrich Wilhelms IV. zu. Als dieser 1842 ein Ehegesetz einführen will, das Zuchthausstrafe für den bei der Ehescheidung schuldigen Teil vorsieht, spricht sich Temme in der Leipziger *Allgemeinen Zeitung* dagegen aus. Der König muss die Vorlage unter dem Druck der Öffentlichkeit zurückziehen. Temme wird 1844 an das Land- und Stadtgericht Tilsit strafversetzt.

Vier Jahre später wird er nach Berlin zurückberufen und zum Staatsanwalt beim Kriminalgericht ernannt. Die Besetzung dieses Postens mit einem liberalen Mann erfolgt in der Absicht, die Wogen der seit März 1848 in Berlin gärenden revolutionären Unruhen zu glätten. Gleichzei-

tig wird Temme in die Berliner Nationalversammlung gewählt, die eine Verfassung für Preußen ausarbeiten soll, wozu es jedoch nicht mehr kommt:

Fünf hohe preußische Richter haben dem demokratischen Flügel der Nationalversammlung angehört und dadurch, nach Meinung Friedrich Wilhelms IV. das Recht verwirkt, weiterhin dieses Amt zu bekleiden. Sie werden gemäßregelt. Temme, der schon im Juni das Patent eines Oberlandesgerichtsdirektors in Münster erhalten hat, wird im Dezember verhaftet – wegen seiner parlamentarischen Tätigkeit in Berlin, durch die er »den Boden der Revolution betreten und wissentlich den Feuerbrand der Anarchie in das Vaterland zu schleudern gesucht« hat, wie es in der eilfertig auf königlichen Wink hin erstatteten Anzeige seiner Münsterschen Gerichtskollegen heißt. Der Haftbefehl enthält den Beschluss, »wider den Oberlandesgerichtsdirektor Temme, wegen des gegen denselben begründeten Verdachts, den Steuerverweigerungsbeschluss, erlassen von Abgeordneten zur Nationalversammlung d. d. Berlin, 15. November d. J., zur Ausführung und Geltung gebracht, wenigstens dies versucht und darauf hingewirkt zu haben, auf Grund des Allgem. Landrechts, Theil II Titel 20 § 92 resp. 233 und 166 (wegen Hochverrats und Aufruhrs) die Untersuchung zu eröffnen«.

Hillich, S. 247 f.

Durch die Wahl ins deutsche Parlament in Frankfurt kommt er vorläufig aus der Untersuchungshaft frei. Als das Parlament jedoch nach Stuttgart verlegt und mit Waffengewalt aufgelöst wird, muss Temme erneut in Haft. Für neun Monate sitzt er in Münster ein. Er ahnt, »dass die Reaktion in Preußen nicht eher ruhen werde, als bis sie mich von Amt und Brod gebracht habe«. Im Gefängnis schreibt er fünf Bücher: *Grundzüge des deutschen Strafverfahrens* sowie die Romane *Anna Hammer*, *Joseph Münsterberg*, *Elisabeth Neumann* und *Die schwarze Mare*, von denen drei noch während seiner Haft unter seinem Pseudonym H. Stahl erscheinen und später als »Revolutionsromane« verboten werden.

Im April 1850 wird ihm der Prozess gemacht. Die Anklage lautet auf Landes- und »Hochverrath, begangen durch seine Theilnahme an den Beschlüssen des deutschen Parlaments in Stuttgart«. Für Hochverrat schrieb das damals geltende Strafgesetz die »härteste und schreckhafteste Leibes- und Lebensstrafe« vor. Die wenig preußisch eingestellten westfälischen Geschworenen sprechen den Angeklagten jedoch frei.

Doch die Reaktion setzt ihr Kesseltreiben fort. Temme bleibt seines Amtes enthoben. Gegen ihn wird im Juni vom Berliner Obertribunal, dem obersten preußischen Gerichtshof, ein Disziplinarverfahren »wegen Dienstvergehen... Verletzung der richterlichen Würde... ferner der Verletzung der beschworenen Treue und des Gehorsams gegen Seine Majestät, den König, und der Insubordination« eingeleitet. Es endet mit dem unwiderruflichen Urteil: Amtsentlassung und Verlust der Pensionsberechtigung. Letzteres verbitterte den Beamten, der 33 Dienstjahre auf dem Buckel und keine finanziellen Rücklagen hatte, sehr. Der König lässt Temme eine Stelle als Rechtsanwalt anbieten – unter der Bedingung, dass dieser ihn darum bittet. Temme lehnt ab, der Bruch ist perfekt.

Hillich, S. 248 f.

Es folgen zwei schwere Jahre für den von der Regierung geächteten Demokraten, der inzwischen sechs Kinder zu versorgen hat. Kein Rechtsanwalt darf ihn beschäftigen, keiner der großen Kaufleute wagt es, seinen juristischen Rat in Anspruch zu nehmen, kein Verlag nimmt ihm ein Manuskript ab. Dabei hatte er auf schriftstellerische Einkünfte gehofft. In Breslau kommt er bei der *Oderzeitung* als Redakteur unter, bittet jedoch nach eineinhalb Jahren, als das Blatt wegen seiner Mitarbeit immer häufiger Repressalien ausgesetzt ist, um seinen Abschied. Ein mutiger Buchhändler bittet ihn um eine Abhandlung über das neue Strafgesetzbuch. Temme schreibt die *Glossen zum Strafgesetzbuche für die preußischen Staaten*. Ein paar

Wochen arbeitet er als Rechtsberater für jüdische Klienten. Doch dies sind allesamt unbefriedigende Intermezzi:

Die Verfolgungen gegen mich wollten noch immer kein Ende nehmen. Jeder dumme Junge, der irgendein Amt hatte, oder zu erlangen suchte, wollte sich an mir seine Sporen verdienen – angefangen vom schikanierenden Postbeamten bis hin zum karrieresüchtigen Polizeiinspektor, der willkürlich Haussuchung durchführt und Manuskripte beschlagnahmt.

Zit. n. Hillich, S. 249

1852 verlässt Temme Breslau und geht als politischer Flüchtling in die Schweiz, wo er an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich eine unbezahlte Professur antritt. »Es blieb mir nur übrig, meiner Familie durch schriftstellerische Arbeiten den Unterhalt zu verschaffen«, heißt es in den *Erinnerungen*. Die Hauptphase seiner schriftstellerischen Arbeit setzt ein. Ab 1858 erscheinen meist mehrbändige Sammlungen von Erzählungen und Novellen, die in der Regel zuvor in der *Gartenlaube* zu lesen waren. Es handelt sich um *Deutsche Criminalgeschichten* (1858), *Berliner Polizei- und Criminalgeschichten in humoristischer Färbung* (1858), *Vergessene Geschichten. Aus dem Actenstoße* (1859), *Temme's Criminalnovellen* (1860-1863) sowie *Criminal-Novellen* (1873).

1863 war Temme nochmals für zwei Monate Parlamentarier in Berlin. 1878 zog er nach Tilsit, wo er gemeinsam mit seiner Frau seinen Lebensabend verbringen wollte. Nach deren Tod im selben Jahr kehrt er nach Zürich zurück, wo er 1881 stirbt.

IV

Auf dem Buchmarkt ist heute neben den *Erinnerungen* nur noch *Der Tolle Graf* greifbar. Überblickt man Temmes belletristisches Schrifttum, ist dieser Titel, der in *Schöningshs kleiner westfälischer Reihe* erschien, unglück-

lich gewählt, weil er Temmes Schaffen einseitig auf das Metier des Trivialschriftstellers verengt. Ein differenzierteres Bild vermittelt der 1985 im damaligen Ostberliner Verlag *Neues Leben* erschienene Sammelband *Ein tragisches Ende*. Er rückt die aufklärerische Seite der Temmeschen Kriminalerzählungen in den Vordergrund, gibt jedoch auch Kostproben des Satirikers. Im selben Verlag war bereits 1967 die Erzählung *Die Hallbauerin* in der Anthologie *Der Verbrecher aus verlorener Ehre* (hg. v. Herbert Greiner-Mai u. Hans-Joachim Kruse) erschienen, in der Temme neben so prominenten Namen wie Schiller, Brentano, E. T. A. Hoffmann und Annette von Droste-Hülshoff vertreten ist. Zu nennen ist ferner die 1981 in der *Herderbücherei* (Nr. 867) erschienene und mit einem Nachwort von Hildegard Gerlach versehene Erzählung *Mord beim Sandkrug. Ein verwickelter Kriminalfall aus der Zeit der Postkutsche*.

Das vorliegende Lesebuch kann als Ergänzung der genannten Titel angesehen werden, die noch antiquarisch erworben werden können. Daher wurde auf einen Wiederabdruck von Texten aus dem nachdrücklich zur Lektüre empfohlenen Sammelband *Ein tragisches Ende* verzichtet.

Temmes erzählerisches Werk ist in den Bibliotheken nur fragmentarisch oder gar nicht mehr überliefert. Literatur dieser Art erschien nicht sammelnswert. Lediglich in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin ist das Œuvre umfassender dokumentiert. Auf diesem Bestand fußt unsere Textauswahl. Sie will an einen Autor erinnern, der nahezu vergessen, aber immer noch lesenswert ist.

Zitierte Literatur

- Gust Max Gust: *J.D.H. Temme. Ein münsterländischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Restaurations-, Revolutions- und Reaktionsepoche.* Münster 1914.
- Gerlach Hildegard Gerlach: *Nachwort in: J.D.H. Temme: Mord beim Sandkrug. Ein verwickelter Kriminalfall aus der Zeit der Postkutsche.* Freiburg 1981 [Herderbücherei Nr. 867].
- Hettinger *J.D.H. Temme. Augenzeugenberichte der Deutschen Revolution 1848/49. Ein preußischer Richter als Vorkämpfer der Demokratie.* Neu hg. u. m. e. Anhang vers. v. Michael Hettinger. Darmstadt 1996.
- Hillich Reinhard Hillich: *Nachwort in: Jodocus Donatus Hubertus Temme: Ein tragisches Ende. Kriminalnovellen.* Berlin 1985, S. 245-251.
- Kruse Hans-Joachim Kruse: *Einleitung in: Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Die deutsche Kriminalerzählung von Schiller bis zur Gegenwart.* Berlin 1967, S. 5-32.

Textnachweise

Die Texte wurden der heutigen Orthografie angepasst.

Meine Laufbahn als belletristischer Schriftsteller (aus: *Erinnerungen von J.D.H. Temme*. Hg. v. [seinem Schwiegersohn] S. Born. Leipzig: Keil 1883. XV, 528 S. 17. u. 20. Kapitel; hier zit. n. der Neuauflage, hg. v. Michael Hettinger unter dem Titel *J. D. H. Temme. Augenzeugenberichte der Deutschen Revolution 1948/49. Ein preußischer Richter als Vorkämpfer der Demokratie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1996) – *Die Deutschen Männer* (aus: *Josephe Münsterberg. Ein Roman der Gegenwart*. Eisleben: Kuhnt 1850; Bd. 3, 8. Kapitel – *Der Geburtstag des Fürsten* (Auszug aus: Ebd., Bd. 3, 10. Kapitel) – *Das Nachtverhör* (aus der Reihe *Die Verbrecher*. 5 Bde. Leipzig: Schultze 1855. Bd. 2, 6. Kapitel) – *Der schwarze Nachtrabe* (aus: *Der Gefangene der Stadtvogtei. Berliner Kriminalgeschichte*. Berlin: Behrend 1861, 2. Abteilung, 9. Kapitel) – *Eine westfälische Bauerngeschichte* (aus: *Dunkle Wege. Schilderungen aus der Wirklichkeit*. Bd. 2, Berlin: Gerschel 1863, *Die dreifache Strafe*, 5. Kapitel) – *Ein Schmugglerkrug* (aus: *Schwarzort. Originalroman*. Berlin: Gerschel 1863, Bd. 1, 7. Kapitel).

Das zeitgenössische Temme-Porträt von A. Weger, entstanden nach einer Fotografie, wurde vom Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Porträtarchiv Diepenbroick, zur Verfügung gestellt.